Die
Familie Jouffroy.

Von

Eugen Sue.

Aus dem Französischen
von
Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die entlegene, einsame Cour-des-Coches, wo sich die Werkstatt Fortunatus Sauval's befand, war von mehren großen Gebäuden umgeben, durch welche ein Labyrinth von Gäßchen und Durchgängen führte. Die Mehrzahl der Bewohner dieser großen Hofgebäude bestand aus unbemittelten Handwerkern. Viel verschämte Armuth verbarg sich in den Dachstuben dieser alten düstern Häuser. Viele von der Arbeit ihres Hauptes lebende Familien sahen sich oft durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit ihrer einzigen Stütze in die bitterste Noth versetzt. Daher kam es zuweilen vor, daß die Familie, welche den Miethzins nicht bezahlen konnte, aus ihrer ärmlichen Wohnung vertrieben wurde, und mit ihrer geringen Habe in einen andern Theil der unermeßlichen Stadt zog.

Die Tante Prudentia hatte mit ihrer Nichte Marianne vorläufig eine meublirte Wohnung in der Vorstadt Saint-Honoré bezogen; dann hatten sich Beide im zweiten Stocke eines Hauses an der Cour-des-Coches eingemiethet. Sie hatten nun Fortunatus Sauval zum Nachbar.

Die Wohnung der alten Jungfer und ihrer Nichte bestand aus einem ziemlich dunkeln Vorzimmer, einer Küche,

einem kleinen Eßzimmer, einem Salon und zwei neben einander befindlichen Schlafzimmern.

Die Tante Prudentia blieb ihren Gewohnheiten und Familienerinnerungen treu; sie behielt ihre bisherige Zimmereinrichtung, welche zum Theil ihrer Mutter gehört hatte. Die sorgfältigste Reinlichkeit war der einzige Luxus dieser einsamen, schmucklosen Wohnung, wo etwa ein Jahr nach Aureliens Verheirathung folgender Auftritt stattfand.

Marianne lag, mit einer Handarbeit beschäftigt, auf dem Sopha; über ihre Füße war eine Steppdecke gebreitet. Sie schien eben von einer Krankheit genesen. Ihr schönes blondes Haar trug sie nicht mehr, wie früher, einfach gescheitelt, sondern in langen Locken, welche ihre eingesunkenen Wangen halb bedeckten. Ein himmelblaues breites Band war um den gestrickten Kragen geschlungen, ohne jedoch ihren schneeweißen Hals ganz zu bedecken; ihr nicht mehr schlotterndes, sondern eng anschließendes Kleid zeigte ihren schönen, schlanken Wuchs; kurz, in diesem von der Tante angeordneten hübschen Anzuge war Marianne kaum wieder zu erkennen; sie war wirklich recht anziehend. Vor dem Sopha saß die Tante Prudentia. Daß sie die silberne Brille auf der Nase und das unvermeidliche Strickzeug in der Hand hatte, versteht sich von selbst.

»Es ist wirklich sehr sonderbar, nicht wahr, Tante?« sagte Marianne.

»Ja, mein Kind, sehr sonderbar.«

»Unbegreiflich!«

»Ja wohl, unbegreiflich; ich weiß es mir nicht zu erklären.«

»Wer mag wohl der geheimnißvolle Wohlthäter der armen Leute seyn?«

»Das weiß ich so wenig wie Du.«

»Vorgestern sollte der kranke Hausvater mit seiner Frau und drei Kindern aus dem Hause getrieben werden, weil er den Miethzins nicht bezahlen konnte, da bringt auf einmal ein Commissionär nicht nur den Miethzins, sondern auch gute Kleider für die Kinder und eine kleine Summe zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse bis zur völligen Genesung des Familienvaters. Die braven Leute fragen mit Freudenthränen um den Namen ihres Wohlthäters; aber vergebens, der Commissionär ist von einer unbekannten Person aus einem entfernten Stadttheile hierher geschickt worden.«

»Das Sonderbarste dabei ist,« setzte die Tante Prudentia hinzu, »daß dieser gute Genius der Cour-des-Coches in einem dieser Häuser wohnen muß, denn er ist von allem Elend, das uns leider umgibt, täglich sehr genau unterrichtet.«

»Das ist wahr, Tante, er weiß Alles, was hier vorgeht. Gestern noch sagte mir unsere Aufwärterin, ein Nachbar von uns sey wegen Mangel an Arbeit gezwungen gewesen, sein Handwerkszeug zu versetzen, um sich und seine Frau zu ernähren. Das Glück will, daß er Arbeit findet; aber wie kann er arbeiten ohne sein Handwerkszeug? Welche Verlegenheit! ich kann mir seinen Kummer denken. An demselben Tage erhält er in einem Briefe eine Anweisung auf vierzig Francs.«

»Um die Noth der armen Leute in der Cour-des-Coches so genau zu kennen, muß man mitten unter ihnen le-

ben, denn die Wohlthaten dieses geheimnißvollen guten Genius wiederholen sich fast täglich.«

»Ich hatte schon längst eine Vermuthung,« erwiederte Marianne lächelnd und erröthend; »ich glaube den unbekannten Wohlthäter errathen zu haben.«

»Wen meinst Du?«

»Fortunatus.«

»Er könnte es wohl seyn, denn er ist herzensgut, aber . . .«

»Aber der gute Genius der Cour-des-Coches hat sich durch seine Wohlthaten erst kund gegeben, als Fortunatus nach England abgereist war.«

»Das wollte ich eben sagen. Ueberdies ist dein Cousin wohl bemittelt, aber so viele Gaben in drei Monaten würden seine Kräfte übersteigen.«

»Ach ja, liebe Tante! . . . Er ist schon drei lange, lange Monate fort, und er meinte, seine Abwesenheit werde höchstens einen Monat dauern: er wollte nur den von der Königin Victoria bestellten Schmuck zusammensetzen. Ich glaubte um so mehr an die baldige Rückkehr meines Vetters, da er den Vater Laurencin und dessen Enkel mitgenommen hatte.«

»Und es ist Niemand hier geblieben, um das Haus zu hüten. Es sind auch schon Diebe in die Werkstatt eingebrochen.«

»Glücklicherweise war Fortunatus so vorsichtig gewesen, alle seine Kostbarkeiten in die Bank zu tragen: die Diebe haben also nichts gefunden.«

»Es ist gleichwohl sehr unangenehm, daß die Aufmerksamkeit der Diebe auf die Wohnung deines Vetters gerichtet ist; wenn er wieder hier ist, werden die Elenden,

in der Erwartung einer reichen Beute, vielleicht wieder einen Raubversuch machen.«

»Es ist schrecklich . . . die verwünschte Reise! In der That, Fortunatus ist nicht vernünftig, so lange auszubleiben!«

»An wem liegt die Schuld? An dem abscheulichen Vetter Roussel; er wollte die Reise durchaus mitmachen,« erwiederte die Tante Prudentia mit Ingrimm und ihre Stricknadeln bewegten sich mit doppelter Schnelligkeit. »Der Herr Vetter hat sich in den Kopf gesetzt, den Touristen zu machen! Der junge, schöne Anacharsis wird Belehrung suchen und seine Menschenkenntniß vermehren wollen, und deshalb bleibt er so lange aus; deinen Cousin Fortunatus hat er auch verführt, in England und Schottland umherzureisen. Eine große Ehre für England und Schottland, den jungen Anacharsis Roussel kennen zu lernen!«

»Ach, Tante Prudentia!« sagte Marianne über den Ingrimm der alten Jungfer herzlich lachend, »Sie vermissen den Vetter Roussel eben so sehr wie ich den Vetter Fortunatus.«

»Laß mich doch in Ruhe! Ich sollte den abscheulichen Roussel vermissen!«

»Liebe Tante, ich sage Ihnen dasselbe was Sie mir einst sagten: Reden Sie aufrichtig!«

»Du bist nicht bei Trost!«

»O, ich weiß wohl was ich sage!«

»Nun ja, ich denke nur an den Vetter Roussel, ich träume von dem Vetter Roussel, ich sehe ihn überall, den Adonis mit der unwiderstehlichen Pelzmütze, die er sich bei seiner Abreise über die Ohren gezogen hatte! . . . O, mein Gott, wie schön war er, der Vetter Roussel! Ich ver-

schmachte vor Sehnsucht, ich verlösche wie eine Lampe! Diese Geständnisse werden Dir doch genügen? Du hast sie meiner hold erröthenden jungfräulichen Scham entrissen! Bist Du nun zufrieden, Du böses Mädchen?«

»Tante, ich lasse mich durch Ihre Scherze nicht täuschen; ich habe recht gut gesehen, wie traurig Sie waren, als Ihr alter Freund abreiste.«

»Ich . . . traurig?«

»Allerdings, trotz des Zwanges, den Sie sich anthaten, standen Ihnen die Thränen in den Augen.«

»Ihr Mädchen seyd ja ungemein scharfsichtig!«

»Es bedurfte keines großen Scharfblickes, liebe Tante, um Ihren Kummer zu bemerken.«

»Nun, warum sollte ich nicht aufrichtig gegen Dich seyn,« erwiederte die alte Jungfer, die auf einmal den Ton änderte. »Nun ja, ich vermisse den abscheulichen Vetter Roussel; es ist seit dreißig Jahren das erste Mal, daß ich ihn so lange nicht sehe und in meinem Alter hat die Gewohnheit eine gar große Gewalt! Er besuchte uns ja noch öfter als sonst, nachdem er sich mit meinem Bruder entzweit hatte,« setzte die Tante Prudentia in einem Tone hinzu, durch den sich ihre ganze Herzensgüte zwanglos aussprach. »Joseph ist nicht mehr jung, die Reise in die schottischen Gebirge ist vielleicht zu anstrengend für ihn. Er ist ein echter Pariser, er hat seine Vaterstadt nie verlassen... Mein Gott! ein Unglück ist bald geschehen, oder man kann krank werden! . . . Ach! wenn ich mir denke, daß er vielleicht hilflos und verlassen in einem Wirthshauszimmer liegt . . . Ich schaudere, wenn ich daran denke!«

»Mein Gott, Tante! Sie weinen ja . . . Beruhigen Sie sich!«

»Das sagst Du wohl! . . . es ist länger als ein Monat, daß wir keine Nachricht von den Reisenden haben. Ich weiß es wohl, es ist eine lächerliche Schwäche, aber ich bin ängstlich besorgt! Ach, mein Kind, unser alter Freund ist der beste, treuherzigste Mensch von der Welt... ich würde untröstlich seyn, wenn ihm ein Unglück . . .«

Die Tante Prudentia stockte. Sie nahm ihre Brille ab und drückte das Schnupftuch auf ihre mit Thränen gefüllten Augen.

»Um Gottes willen, fassen Sie sich, liebe Tante! Fortunatus ist ja bei dem Vetter Roussel; drei zusammen Reisende können sich gegenseitig beistehen . . . Und doch haben Sie Recht, ein Unglück ist leicht geschehen!« sagte Marianne mit zitternder Stimme und ihre Augen füllten sich ebenfalls mit Thränen »Ach! wenn das Stillschweigen unserer Freunde wirklich eine traurige Ursache hätte!«

»Beruhige Dich, mein Kind,« erwiederte die alte Jungfer, indem sie sich die Augen trocknete und die Brille wieder aufsetzte; »ich bereue jetzt doppelt meine Schwäche, da ich Dich betrübt habe. Ich bin eine Thörin! . . . Im Grunde ist ja das schottische Hochland keine von Wilden bewohnte Einöde; unser Freund reist nicht allein, seine Reisegefährten werden ihn nicht verlassen; aber wir Pariserinnen, die nie weiter als nach Saint-Cloud gekommen sind, ängstigen uns wegen der geringsten Kleinigkeit. Ich bitte Dich noch einmal, beruhige Dich, mein Kind. Wahrscheinlich sind unsere Freunde schon auf der Rückreise, und wollen uns überraschen. Wer weiß? vielleicht kommen sie schon morgen oder gar heute.« — Dann nahm die alte Jungfer ihren beißenden, spottenden Ton wieder an, um die Besorgnisse ihrer Nichte zu beschwichtigen, und setzte hinzu: »Ja,

der Herr Vetter soll sie theuer bezahlen, die einfältige Angst, die er uns bereitet! Dem schottischen Adonis werde ich tüchtig den Text lesen, und wenn er auch den Dudelsack spielt, um mein Herz zu erweichen! . . . Ja, ja, er möge nur kommen, ich werde ihn tüchtig auszanken! Du wirst sehen, mein Kind, der junge Anacharsis Roussel wird mit einem Dudelsack und mit kurzen Hosen und Sandalen ankommen, wie ein Bergschotte Walter Scott's!«

Marianne konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und antwortete seufzend:

»Der Himmel gebe, daß unsere Freunde bald kommen und daß wir uns in unseren Hoffnungen nicht täuschen.«

»Nein, nein, wir werden uns hierin so wenig täuschen, wie in den Hoffnungen, die ich Dir einst in Betreff deines Cousins machte; erinnerst Du Dich noch?«

»Ach, Tante . . .!«

»Wie, ach! Sagte ich Dir nicht: Ich glaube nicht, daß Fortunatus von deiner Schwester das Jawort erhalten wird. Ist das nicht eingetroffen?«

»Ja, Tante.«

»Sagte ich Dir nicht: Fortunatus wird anfangs untröstlich seyn, aber nach und nach wird er sich beruhigen, die Zeit wird seinen Schmerz heilen.«

»Aber Fortunatus sprach immer von Aurelien . . . und dabei kamen ihm immer die Thränen in die Augen.«

»Ja, aber er sprach sich doch aus, er machte uns zu Vertrauten seines Kummers. Kurz, wo hat er seine Abende zugebracht?«

»Bei uns.«

»Mit wem sprach er von seinen Arbeiten, von seinen Planen?«

»Mit uns, Tante; das ist wahr, er theilte uns Alles mit.«

»Mit wem machte er im vorigen Sommer einige Landpartien in der Umgegend von Paris, nachdem ich ihn beredet hatte, sich zu zerstreuen?«

»Mit uns und dem Vetter Roussel.«

»Wem gab Fortunatus auf diesen Spazirgängen den Arm?«

»Mir, Tante.«

»Was sagte Dir Fortunatus, während ich dem Vetter Roussel die Hölle heiß machte?«

»Er finde nur in der Arbeit und im Familienleben Trost und Erheiterung.«

»Und was sagte Dir Fortunatus, als Du auf den guten Gedanken kamst, den Vater Laurencin und seinen Enkel oft zu unseren Landpartien einzuladen?«

»Tante, wie kann ich . . .«

»Nur keine falsche Scham, mein Kind, wir sind allein.«

»Er sagte mir: Liebe Marianne, Du bist so gut, so zuvorkommend, Du weißt Alles zu errathen was mir Freude machen kann, daß ich bei Dir oft meinen Kummer vergesse!«

»Ist denn das gar nichts, mein Kind?«

»O ja, es ist schon viel; ich konnte nicht hoffen, daß Fortunatus so freundlich, so zutraulich mit mir sprechen würde . . . Kurz, ich sehe ihn täglich, wenn er hier ist, es gefällt ihm bei uns. Aber ich wäre sehr vermessen, wenn ich mehr hoffen wollte.«

»Ich bin so vermessen,« erwiederte die Tante. »Ja, ich bin fest überzeugt, daß Fortunatus deinen sanften, liebenswürdigen Charakter, die seltenen Eigenschaften deines

Geistes und Herzens immer mehr zu schätzen wissen wird; Du wirst ihm am Ende unentbehrlich werden, und er heirathet Dich.«

»O, Tante!«

»O, Tante,« wiederholte die alte Jungfer mit harmlosem Spott, »habe ich ihm nicht kurz vor seiner Abreise gesagt: Marianne ist allerdings nicht schön, aber als Künstler weißt Du besser als irgend Jemand, daß der Zauber eines Gesichts nicht allein in der Regelmäßigkeit der Züge besteht; Du wirst nicht läugnen, daß Mariannens Gesicht sehr interessant ist, wenn man sie aufmerksam ansieht. — Das ist wahr, antwortete er mir; gestern stand sie am Fenster, und ich beobachtete sie, ohne von ihr gesehen zu werden; sie schaute den Himmel an, und ich war durch den seelenvollen Ausdruck ihres Gesichts sehr überrascht.«

»Fortunatus weiß, wie lieb Sie mich haben, Tante; er hat dies Ihnen zu Gefallen gesagt.«

»Allerdings, er bewirbt sich um meine Gunst; er will mir gefallen . . . und mich heimführen. Ich bin gar keine üble Partie, nicht wahr? Der Schlaukopf hatte also diese verführerische Absicht, als er mir ein anderes Mal sagte: Wissen Sie wohl, Tante Prudentia, daß Marianne mit ihren schönen blonden Locken, die zu ihrem weißen Teint so schön stehen, und in ihrer hübschen Toilette kaum noch zu erkennen ist? Sie ist schön gewachsen; es ist recht schade, daß sie hinkt! — Er mag nun kommen, der schöne Cousin! Er wird nicht mehr sagen: Wie schade! Er wird nicht mehr finden, daß Du hinkst; Du wirst ihm leichtfüßig erscheinen, wie eine Sylphide.«

»Diese Hoffnung habe ich nie getheilt,« erwiederte Marianne, traurig den Kopf schüttelnd.

»Hat der Arzt nicht hundertmal und noch gestern gesagt, daß dein Gebrechen die Folge eines schlecht eingesetzten Beinbruchs sey?«

»Ja wohl, Tante, aber . . .«

»Laß mich ausreden, mein Kind. Der Arzt sagte ferner, daß der Unfall, der Dir vor zwei Monaten begegnet ist und der Dir ohne die Geistesgegenwart und den Muth deiner Wärterin, unserer jetzigen Aufwärterin, vielleicht das Leben gekostet haben würde . . .«

»O, ich werde nie vergessen, was ich dieser braven Person zu danken habe,« erwiederte Marianne, ihre Tante wieder unterbrechend. »Die arme Frau! sie ist noch jung und schön, und scheint einst bessere Tage gehabt zu haben, nicht wahr, Tante?«

»Davon ist keine Rede; Du willst dem Gespräch eine andere Wendung geben.«

»Ich mag mich nicht täuschen lassen durch die Hoffnung, die Sie mir machen.«

»Es steht Dir frei, zu hoffen oder nicht; aber ich halte mich an den Ausspruch des Arztes. Er versichert, daß dein Fuß gerade an der Stelle des alten Bruchs wieder gebrochen ist und daß Du künftig nicht mehr hinken wirst, weil der neue Bruch gut wieder eingesetzt ist. Wir werden uns binnen einigen Tagen davon überzeugen, denn der Arzt hat Dir nur aus übergroßer Vorsicht noch nicht erlaubt, auf den kranken Fuß zu treten.«

Die Thürglocke wurde stark und wiederholt gezogen. Die Tante Prudentia stand auf und sagte:

»Unsere Aufwärterin ist wahrscheinlich noch nicht da.«

»Das ist sonderbar; sie ist immer so pünktlich.«

»Nun, es thut nichts, ich will öffnen.«

»Es thut mir leid, Tante . . .«

»O, sey nur unbesorgt; wenn Du wieder auf den Füßen bist, so will ich Dir nicht wehren die Thür aufzumachen; ich will Dir sogar erlauben zu laufen, und dann will ich mit deiner Krücke ein Freudenfeuer anzünden.«

Die Tante Prudentia entfernte sich und kam sogleich mit ihrem Bruder zurück.

II.

Jouffroy hatte nicht mehr, wie vormals, ein heiteres, seelenvergnügtes, offenes Gesicht, in welchem sich einst sein häusliches Glück abspiegelte. Er war sehr verändert: seine Wangen waren eingesunken, seine Stirn mit düstern Falten bedeckt, und aus seinen Worten sprach eine gewisse Unruhe und Befangenheit. Er wurde indeß heiterer, als er seine Schwester und seine Tochter sah; er begrüßte sie Beide mit aufrichtiger Zärtlichkeit, und legte ein kleines Packet, das er mitgebracht, auf den Tisch.

»Hast Du gut geschlafen, mein Kind?« sagte er zu seiner Tochter.

»Sehr gut, lieber Vater.«

»Wie geht's mit deinem Fuß?«

»Ich sagte eben zu Marianne,« versetzte die Tante Prudentia, »daß sie gewiß nicht mehr hinken wird.«

»Das gebe der Himmel!« erwiederte Jouffroy. »Der Arzt gibt freilich alle Hoffnung, aber eine solche Cur wäre beinahe wunderbar.«

»Mag seyn; wenn unsere Marianne nur nicht gebrechlich bleibt . . .«

»Wie befindet sich die Mama und Aurelia?« fragte Marianne ihren Vater.

»Wir befinden uns Alle wohl, mein Kind. Heute Abend ist Ball im Hause und es gibt alle Hände voll zu thun . . . wieder ein schwerer Frohndienst! Die ganze Gesellschaft meines Schwiegersohnes wird erscheinen. Ich bin noch ganz unbekannt unter den schönen Herren und Damen, obgleich immer viele ins Haus kommen. Ich bin unter Fremden sehr befangen, ich wage kaum den Mund aufzuthun. Mimi . . . meine Gattin wollte ich sagen, ist jetzt in dem Hôtel unsers Schwiegersohnes wie zu Hause. Es wundert mich gar nicht, sie ist ja dreist . . . Sie spricht mit den vornehmen Damen, als ob sie eine geborne Marquise wäre: Frau Baronin hinten, Frau Herzogin vorn. Und einen Putz macht sie, das ist erstaunlich . . . Der Putz kostet viel . . . im vorigen Monate hat sie . . .«

Jouffroy hielt inne und seufzte.

»Nun, Aurelchen ist zufrieden,« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, um Marianne und die Tante Prudentia zu beruhigen; »sie ist eine gefeierte Schönheit, wie man in der eleganten Welt eine Dame nennt, für die allein die Männer Augen haben und der die übrigen Damen die Augen auskratzen möchten; kurz, sie ist en vogue, wie Mimi . . . wie meine Gemalin sagt . . . Ich werde mich diesen Abend wie gewöhnlich eine Viertelstunde in den Salons zeigen; dann gehe ich wieder in unsern Zwischenstock und lege mich zu Bette.«

»Ihr seyd also Alle recht vergnügt?« erwiederte die Tante Prudentia, indem sie ihren Bruder mit einem durchdringenden Blicke ansah.

»Ja wohl, ja wohl,« antwortete Jouffroy mit gesenktem Blicke; »ich habe keine Ursache zu klagen.«

»Bist Du mit deinem Schwiegersohn immer zufrieden?«

»Ja, ja, er ist ein recht angenehmer Mann; nur ist er . . .«

»Was meinst Du, Bruder?«

»Nichts, nichts! Ich meinte, daß er ein recht angenehmer Mann ist.«

»Ist Aurelie noch mit ihm zufrieden?«

»Allerdings; sagt sie es denn nicht, wenn sie Euch besucht?«

»Ja wohl.«

»Es geht also recht gut im Hause,« fuhr Jouffroy fort, ohne seine Schwester anzusehen. Das Gespräch schien ihm unangenehm zu seyn, er brach es ab und setzte hinzu: »Habt Ihr Nachricht von Fortunatus?«

»Nein, seit einem Monate haben wir nichts von ihm gehört.«

»Auch nicht von dem braven Roussel?«

»Nein.«

»Ach! Prudentia, wenn Du wüßtest, wie sehr ich unsern alten Freund vermisse!« erwiederte Jouffroy mit einem Seufzer. »Ich frühstückte zweimal wöchentlich bei ihm, wie in der guten Zeit. Das waren meine schönsten Stunden! Wenn ich mit Euch Beiden nicht zuweilen ein Stündchen plaudern könnte, was würde mir dann noch übrig bleiben? Es ist so angenehm im traulichen Familienkreise! Ich bin im Hause unsers Schwiegersohnes zwar auch im Familienkreise, es fehlt mir an nichts; aber . . . Ihr wißt schon was ich sagen will: hier ist es doch anders.«

»Lieber Vater,« sagte Marianne zärtlich, »wir freuen uns auch recht innig, wenn Du uns besuchst.«

»Ich glaube es, mein Kind, ich weiß ja, was ich selbst fühle und wie mir zu Muthe ist. Es gibt jetzt so viele Augenblicke in meinem Leben, wo . . . wo ich . . .«

»Nur weiter, Bruder.«

Jouffroy hielt wieder eine Mittheilung zurück, die er auf der Zunge hatte. Der alten Jungfer, die ihn aufmerksam beobachtete, entging seine Verlegenheit nicht. Sie brach mit Schonung das Gespräch ab und setzte hinzu:

»Was ist denn in diesem Packet?«

»Stoff zu einem Kleide; ich habe ihn für die brave Frau gekauft, die Dich so gut gepflegt hat, liebe Marianne. Ich dachte, dieses kleine Geschenk werde ihr mehr Freude machen als Geld.«

»Wie gütig bist Du, Väterchen! Ich danke Dir von Herzen für deine Aufmerksamkeit ... Sie wird diese Aufmerksamkeit gewiß zu schätzen wissen, denn sie scheint an Bildung über ihren jetzigen Verhältnissen zu stehen.«

»Das scheint mir auch so. Sie muß sehr hübsch gewesen seyn, und sieht gar nicht aus wie eine dienende Person. Sie muß viel Unglück gehabt haben.«

»Das glauben wir auch,« erwiederte die Tante Prudentia; »aber sie ist so zurückhaltend und in sich gekehrt, daß wir sie nie über die Vergangenheit befragt haben, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen.«

»Und Ihr seyd mit ihr zufrieden, seitdem Ihr sie in Dienst genommen habt?«

»Vollkommen zufrieden, Bruder. Sie ist so zuvorkommend, so sanft, so thätig! Sie ist noch an zwei andern Orten im Hause Aufwärterin und widmet sich dabei

noch der Krankenpflege. Das genügt zu ihrem Lebensunterhalt. Sie bewohnt ein Dachstübchen in diesem Hause und arbeitet immer fleißig, wenn sie nicht anderswo beschäftigt ist.«

»Die arme Person!« sagte Marianne; »sie ist gewiß nicht in diesen Verhältnissen geboren. Sie hat sehr schöne Hände; sie geht immer wie eine alte Frau gekleidet, sie trägt eine häßliche Haube, die ihr bis tief ins Gesicht geht; aber sie kann höchstens vier- bis fünfunddreißig Jahre alt seyn.«

»Es ist wirklich hart, in diesem Alter mit Handarbeit und Krankenpflege das Leben fristen zu müssen,« erwiederte Jouffroy. »Viele reiche Leute sind ins Elend gekommen: eine unglückliche Speculation an der Börse kann einen Menschen auf immer zu Grunde richten . . . Es ist nicht Alles Gold was glänzt! . . . Der Schein, der äußere Schimmer . . .«

Er hielt wieder inne und brach mit gezwungenem Lächeln das Gespräch ab.

»Läßt die wohlthätige Fee noch zuweilen in der Cour-des-Coches von sich hören?«

»Wir sprachen so eben von einer neuen Spende dieses geheimnißvollen guten Genius,« erwiederte die Tante Prudentia, welche die Zerstreuung und Befangenheit ihres Bruders absichtlich unbeachtet ließ, »wir suchen vergebens zu errathen, wer der unbekannte Gönner so vieler braven Leute seyn mag.«

»Es ist wirklich sonderbar, Prudentia; wäre es vielleicht . . .«

»Was meinst Du, Bruder?«

»Du weißt, daß mein Schwiegersohn als Zeuge bei seiner Hochzeit einen deutschen Prinzen gehabt hat?«

»Ja, Aurelie hat es uns gesagt.«

»Der Prinz ist ungemein freigebig. Clara, die Kammerjungfer Aureliens, ist mit einem Diener des Prinzen verwandt; sie weiß von seiner Güte und Wohlthätigkeit sehr viel zu erzählen; kurz, nach ihrer Schilderung muß der Prinz ein wahrer Vincenz von Paula seyn.«

»Ja,« erwiederte Marianne, »sie hat mir viel erzählt, was dem ritterlichen Sinne oder der Herzensgüte des Prinzen Carl Maximilian zur größten Ehre gereicht; sie hat es von ihrer Kammerjungfer erfahren.«

»Mag seyn,« entgegnete die Tante Prudentia; »aber was hat denn der deutsche Prinz mit dem guten Genius der Cour-des-Coches zu thun?«

»Wer weiß ob der Prinz nicht der geheimnißvolle Wohlthäter ist?«

»Was fällt Dir ein. Bruder? Der Prinz ist ja in Deutschland, wenn ich nicht irre.«

»Ja wohl.«

»Wie kann er denn in so weiter Entfernung die Noth der armen Leute so genau kennen?«

»Es ist wahr, Schwester, der Prinz kann dieser gute Genius nicht seyn. Genug, das Gute geschieht, durch wen es geschieht, gilt ziemlich gleich. Aber höchst sonderbar bleibt es immer. Fortunatus wird sich wundern, daß in der Cour-des-Coches eine Fee ist . . . Du wirst deiner Wärterin also dieses Kleid übergeben, Marianne?«

»Sie würde es gewiß lieber aus deiner Hand empfan-

gen, Väterchen, aber sie ist diesen Morgen noch nicht gekommen. Ich danke Dir in ihrem Namen.«

»Es ist ja eine Kleinigkeit, die gar nicht der Rede werth ist,« erwiederte Jouffroy. »Ich hätte die brave Frau gern besser belohnt, aber . . . die Zeiten haben sich geändert. Hätte ich nur die viertausend Francs zurück bekommen, die mir der vertrackte Marquis für seine Verschwörung abgelockt hat . . .«

»Was für eine Verschwörung, Bruder? Du hast Dich in eine Verschwörung eingelassen!«

»Nein, nein, es ist nur Scherz. Ich meinte nur, Marianne, das Geschenk ist so unbedeutend, weil . . . weil ich . . . Du weißt ja, daß ich vormals . . .«

Jouffroy stockte, er schaute in tiefen Gedanken vor sich nieder.

Die Tante Prudentia bereute nun ihre scheinbare Theilnahmlosigkeit. Vielleicht, dachte sie, will er sich ausfragen lassen, um mir mitzutheilen was er auf dem Herzen hat. Sie sagte daher nach einer Pause:

»Bruder . . . hast Du mir nichts im Vertrauen zu sagen?«

»Nein, Prudentia, ich rede frei und offen, wie immer; ich habe weder vor Dir noch vor Marianne ein Geheimniß.«

»Du hast mir vielleicht unter vier Augen etwas anzuvertrauen?«

»Nein, ich wüßte nichts.«

»Willst Du, daß wir in den Salon gehen?«

»Ich versichere Dir, Schwester, daß ich Dir nichts unter vier Augen zu sagen habe. Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?«

»Gut, wir wollen nicht mehr davon reden. Du weißt, daß es Niemand aufrichtiger mit Dir meinen kann als ich; Du kannst unter allen Verhältnissen meiner wärmsten Theilnahme gewiß seyn.«

»Ich weiß es, Prudentia; ich würde mich auch nur Dir anvertrauen, wenn ich einen Kummer hätte.«

Dann nahm er seinen Hut, aber ehe er fortging, sagte er zu Marianne mit einiger Unruhe:

»Ich bitte Dich, mein Kind, wenn Aurelie kömmt, sage ihr nicht, daß mich deine Tante gefragt hat, ob ich ihr nicht etwa einen Kummer mitzutheilen hätte. Es könnte deiner Mutter zu Ohren kommen, und . . . gerechter Himmel! ich würde . . . untröstlich seyn, weil deine Mutter glauben könnte, ich hätte . . . Du versprichst mir also, nicht aus der Schule zu schwatzen; und Du auch, Prudentia?«

»Allerdings, Bruder; Du hast uns ja nichts gesagt, das Geheimniß ist daher leicht zu bewahren.«

»Ich weiß es wohl, aber Mimi könnte glauben, ich hätte die Absicht gehabt, etwas zu sagen, sie würde dann in Harnisch kommen und sich allerlei in den Kopf setzen . . . Adieu, Prudentia. Adieu, Mariannchen.«

»Wie! Du willst uns schon verlassen, Vater?«

»Ja, mein Kind, ich muß gehen; deine Mutter hat mir für das heutige Ballfest einige Aufträge gegeben. Gib mir einen Kuß . . . Adieu.«

»Adieu, Väterchen, auf baldiges Wiedersehen!«

»Ja, spätestens übermorgen.«

»Adieu, Bruder . . . Ich begleite Dich.«

»Ich bitte Dich, Prudentia, bemühe Dich nicht; ich kenne ja die Hausgelegenheit; bleibe nur bei Marianne.«

»Ich will Dich wenigstens bis an die Salonthür begleiten; denn das Vorzimmer ist sehr dunkel, wenn die Thür nicht offen ist. Man könnte sich wirklich den Hals brechen.«

»Fürchte nichts, ich bin ja heute nicht zum ersten Male hier . . . . Du machst mich böse, wenn Du Dich bemühst.«

Jouffroy wollte offenbar jedes Alleinseyn mit seiner Schwester vermeiden, um nicht von neuem mit Fragen bestürmt zu werden. Die alte Jungfer, welche die Gedanken ihres Bruders errieth, sagte traurig zu ihm:

»Nun gut, Bruder, ich will Dich nicht begleiten . . . Adieu, und auf baldiges Wiedersehen!«

»Ja, ja, auf baldiges Wiedersehen!« antwortete Jouffroy und eilte zum Zimmer hinaus.

III.

Die Tante Prudentia, die nun mit ihrer Nichte wieder allein war, blieb eine Weile in Gedanken versunken.

»Tante,« sagte Marianne besorgt, »hast Du nicht gefunden, daß mein Vater heute sehr zerstreut, sehr unruhig ist?«

»Das habe ich nicht erst heute bemerkt; er hat schon seit einiger Zeit einen geheimen Kummer, aber aus falscher Scham mag er mir nicht gestehen was er auf dem Herzen hat, er fürchtet meine Vorwürfe und das vernichtende: Ich habe Dir's ja vorhergesagt! . . . Die unvermeidliche Antwort aller wohlmeinenden Rathgeber, die kein Gehör gefunden haben. Dein Vater irrt sich, ich werde ihm nie-

vorwerfen was er gegen seinen Willen gethan hat. Ich kenne seine Herzensgüte und seine Schwäche. Deine Mutter ist zuweilen eine fürchterliche Frau. Ich fürchte, sie macht meinem armen Bruder das Leben sauer, seitdem ihr durch Aureliens Heirath der Kopf vollends verdreht ist.«

»Glauben Sie das nicht, Tante; nein, die Mama ist wohl lebhaft und aufbrausend, aber sie wird eben so schnell wieder besänftigt wie sie sich erzürnt; sie hat auch meinen Vater und meine Schwester recht herzlich lieb. Ach! den schrecklichen Tag, wo sich Aurelie vergiftet hatte, werde ich nie vergessen! Wie viele Thränen vergoß die Mama! sie war wie von Sinnen; und mit welcher Sorgfalt und Zärtlichkeit hat sie meine Schwester gepflegt! Sie hat zugleich mit mir mehre Nächte bei ihr gewacht . . . Es ist wahr, Aurelie ist das Schooßkind der Mutter, aber diese Vorliebe hat ihren Grund in einer so innigen, leidenschaftlichen Zuneigung, daß man sie entschuldigt.«

»Du, liebe Marianne, hast ein wahres Engelsherz . . . viele Andere würden an deiner Stelle nicht so leicht entsagen gelernt haben.«

»Diese Entsagung ist sehr leicht, liebe Tante. Sie bietet mir reichen Ersatz: ich bin bei Ihnen und werde wie Ihr eigenes Kind behandelt . . . Es ist wohl wahr, manche Andere würde sich an meiner Stelle durch diese Zurücksetzung verletzt gefühlt haben, aber wie viele Andere würden an Aureliens Stelle herzlos und übermüthig geworden seyn!«

»Hm! hm!« erwiederte die alte Jungfer und kratzte sich die rechte Schläfe mit der Stricknadel. »Sie ist deine Schwester, und Du bist großmüthig.«

»Seyen Sie gerecht, Tante,« entgegnete Marianne. »Au-

relie besucht uns doch ein- oder zweimal mitten in der Woche; sie hat uns mitten in dem Wirbel rauschender Vergnügungen nicht vergessen.«

»Vergessen . . . das sage ich nicht.«

»Wie liebevoll, wie zuvorkommend war Aurelie immer gegen mich, wenn ich vor dem Unfall, der mich seit zwei Monaten an das Bett fesselt, jeden Sonntagmorgen bei ihr zubrachte! Ich kam fast nie wieder nach Hause, ohne ein kleines Geschenk mitzubringen . . . es waren unbedeutende Kleinigkeiten, die aber bewiesen, daß sie immer an mich dachte . . .«

»Sie ist auf deine Kosten reich genug ausgestattet worden, um Dir Geschenke zu machen!«

»Tante, ich will Ihnen sagen was ich denke: Aurelie wollte sich das Leben nehmen, als sie ihre Verbindung mit dem Grafen von Villetaneuse für abgebrochen hielt; ich würde darauf schwören, daß sie auf diese Heirath verzichtet haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß mich meine Eltern so zu sagen enterbten, um sie glänzend auszustatten . . .«

»Glaube es immerhin, mein Kind. Unter Verwandten ist es im Grunde besser, nur das Gute zu glauben.«

»Tante, ich weiß es gewiß, ich irre mich nicht. Ich kenne Aureliens Herz; sie weiß nicht wie es sich mit ihrer Ausstattung verhält, denn die Mama hat den Grafen dringend gebeten, ihr nichts davon zu sagen, aber sie würde untröstlich seyn, wenn sie diese Ungerechtigkeit erführe.«

»Vielleicht wohl, denn ihr Herz ist noch gut.«

»Aurelie wird immer so bleiben.«

»Wir wollen es hoffen, mein Kind.«

»Soll ich's Ihnen beweisen, Tante?«

»Laß hören.«

»Habe ich Ihnen schon erzählt was mir meine Schwester über den schönen Becher gesagt hat, den sie als Brautgeschenk von dem Prinzen Maximilian erhalten?«

»Nein, von dem Becher hast Du mir nie etwas gesagt.«

»Er ist prachtvoll. Wissen Sie, wer dieses Meisterstück gemacht hat? Fortunatus! Aurelie zeigte mir eines Morgens den Becher, den sie in ihrem Schlafzimmer sorgfältig aufbewahrt. »Sieh, Schwesterchen,« sagte sie, »unter allen Luxusgegenständen, die ich besitze, ist dies mein kostbarster Schatz. Dieses Geschenk hat mir ein Prinz gemacht, der meinen Mann sehr schätzt, und auf diese Achtung können wir stolz seyn, denn täglich höre ich die Herzensgüte und den ritterlichen Sinn des Prinzen rühmen. Ueberdies ist der Becher eine Arbeit unsers Vetters Fortunatus.« — Aurelie stockte, ihr reizendes Gesicht schien traurig zu werden. — »Erzähle doch weiter, liebe Schwester,« sagte ich zu ihr. — Sie besann sich und setzte hinzu: »Wenn mir vielleicht einst Leiden bevorstehen, so kann ich in den Erinnerungen, die sich an diesen Becher knüpfen, einigen Trost finden, und ich kann mir sagen: Es hing nur von mir ab, den berühmten Künstler, der dieses Meisterwerk geschaffen, zu heirathen. Ich habe die Hand des besten Mannes ausgeschlagen, ich habe nicht das Recht mich über mein Schicksal zu beklagen.« Aurelie sagte dies mit Thränen in den Augen. Diese Worte beweisen doch gewiß, daß ihr Herz gut ist.«

»Mein Kind,« erwiederte die Tante Prudentia, nachdem sie ihrer Nichte aufmerksam zugehört hatte, »wann hat Dir Aurelie das gesagt?«

»Ich erinnere mich jetzt: es war an dem Tage, wo mir das Unglück begegnete und wo ich ohne die Geistesgegenwart unserer Aufwärterin vielleicht das Leben verloren hätte. Ja, ich erinnere mich, es war Sonntag, ich kam im Fiaker von meiner Schwester nach Hause. Ich weiß mir jetzt zu erklären, wie ich in der Verwirrung vergaß, Ihnen unsere Unterredung zu erzählen.«

»Deine Schwester sagte Dir also: »Wenn mir vielleicht einst Leiden bevorstehen,« — und sie sagte das mit Thränen in den Augen?«

»Ja, Tante.«

»O meine Ahnungen . . . ich sollte sagen, meine feste Ueberzeugung!«

»Sie machen mir Angst, Tante! Erklären Sie sich deutlicher!«

»Hat Dir deine Schwester nichts gesagt, woraus sich schließen läßt, daß sie sich über ihren Mann zu beklagen hat?«

»Nein, Tante, sie lobte ihn immer, wenn die Rede auf ihn kam.«

»Ja, das glaube ich . . . der Hochmuth . . . die falsche Scham verhindert jede vertrauliche Mittheilung! Man verschluckt den Kummer, das Herz ist zerrissen und der Mund lächelt!«

»Wie! Du fürchtest, Tante . . .«

»Hast Du den Grafen oft bei deiner Schwester angetroffen?«

»Nein, Tante; er wußte, daß Aurelie mit mir allein zu seyn wünschte. Ich habe ihn sehr selten gesehen.«

»Wie behandelte er sie?«

»Sehr rücksichtsvoll. Er war auch gegen mich sehr höflich und zuvorkommend; er entschuldigte sich, daß er uns

nie besucht, er wisse, daß Sie sich mit meiner Mutter entzweit, und daß . . .«

»Ja, ja, der schöne Herr fürchtete, die Tante Prudentia könne durch ihre Brille zu scharf sehen.«

»Mein Gott! Sie glauben, Aurelie sey nicht glücklich?«

»Sie hat Dir ja vor zwei Monaten mit Thränen in den Augen gesagt: »Wenn mir vielleicht einst Leiden bevorstehen . . .«

»Ja wohl, Tante! es war nur eine Voraussetzung.«

»Ach, mein Kind, wer glücklich ist, kommt nie auf solche Gedanken.«

»Aber Aurelie sagt ja immer, ihr Mann sey sehr liebenswürdig gegen sie . . .«

»Das sagt sie allerdings, und zumal seit zwei Monaten, wo sie mit Dir von vielleicht bevorstehenden Leiden gesprochen, weiß sie ihr Glück nicht genug zu rühmen. Wer sie erzählen hört, könnte glauben, sie habe den Himmel auf Erden! Sie weiß nicht genug zu sagen von den Festlichkeiten, wo sie glänzt, von den vornehmen Häusern, die sie besucht; denn es versteht sich von selbst, daß es die gefeierte Gräfin unter ihrer Würde hält, mit alten Freunden unserer Familie umzugehen. Sie scheint sich zumal seit einiger Zeit absichtlich zu betäuben, um die Reue über ihre unselige Verblendung zum Schweigen zu bringen.«

»Ach, Tante, wie wäre die arme Aurelie zu bedauern, wenn Sie Recht hätten!«

»Zu bedauern? nein! An gutem Rath hat es ihr nicht gefehlt; sie hat alle Warnungen unbeachtet gelassen, nun muß nun dafür büßen. Weißt Du, wen ich aufrichtig bedaure? deinen armen Vater, dessen Güte zu groß ist; deine Mutter

und deine Schwester sind Närrinnen, die kein Mitleid verdienen.«

»Liebe Tante, Du meinst es nicht so böse; Du hast das beste Herz von der Welt ... Horch, es wird geläutet. Die Thür geht auf ... hörst Du wohl die Fußtritte mehrer Personen im Salon? O mein Gott! wenn es ...«

Marianne konnte nicht ausreden, die Thür ging auf, und der Vetter Roussel erschien mit Fortunatus.

IV.

Joseph Roussel hatte sich nach Art der reisenden Pariser in dicke Kleider gehüllt: eine Vorsicht, die auch durch die kalte Jahreszeit gerechtfertigt wurde. Er trug Pelzstiefel, die bis über die Knie hinaufreichten; aus dem Kragen des Reisemantels ragte nur ein kleiner Theil seines Gesichts hervor, das überdies durch die Pelzmütze halb bedeckt war. Zum Ueberfluß hatte er um den Hals einen wollenen Shawl gewunden, den ihm die Tante Prudentia gestrickt hatte, damit er nöthigen Falls seine Nase darin verstecken könne.

Joseph, der sich nach dem Befinden der alten Jungfer und ihrer Nichte erkundigen wollte, hatte seine Reisegefährten unmittelbar nach der Ankunft zu Paris in die Cour-des-Coches begleitet. Fortunatus war einen Augenblick in seine Wohnung gegangen, um den Reisemantel abzulegen.

Tante Prudentia und Marianne wurden sehr freudig überrascht, als sie die Reisenden erblickten. Die alte Jungfer konnte sich einer Freudenthräne nicht erwehren, aber die Thräne blieb hinter der Brille verborgen, und die Tante besaß Selbstbeherrschung genug, um diese Anwandlung von Schwäche nicht merken zu lassen. Sie nahm sich vor, den

Vetter zur Strafe für die Angst, die er ihr gemacht, tüchtig auszuzanken.

Marianne hingegen war weit entfernt, ihre Freude, ihre Rührung zu verbergen; sie vergaß sogar die Vorschriften des Arztes, sprang vom Sopha auf, eilte auf Fortunatus zu und reichte ihm beide Hände.

»Marianne, nimm Dich in Acht!« sagte die Tante Prudentia mit ängstlicher Besorgniß; aber als sie sah, wie leichtfüßig ihre liebe Patientin war, rief sie voll Freude: »Ich wußte es wohl, das Wunder ist geschehen! Sie hinkt nicht mehr!«

In Mariannens Gange war in der That nicht die mindeste Unsicherheit mehr zu bemerken. Fortunatus trat höchst erstaunt zurück, als hätte er seine Cousine nöthigen wollen, einige Schritte weiter zu gehen, um sich von der Wirklichkeit des Wunders zu überzeugen.

»Was sehe ich? Ist es ein Traum? Du hinkst nicht mehr, liebe Marianne!« sagte Fortunatus, indem er ihr herzlich die Hände drückte. »Welch ein Wunder ist geschehen?«

»Es ist kaum zu glauben!« setzte der Vetter Roussel hinzu. »Ich muß Dich küssen, liebe kleine Marianne ...«

»Ta, ta, ta! vor Allem muß sie wieder auf das Sopha! Es scheint Ihnen sehr um das Küssen junger Mädchen zu thun zu seyn, Vetter Roussel!« eiferte die Tante Prudentia, indem sie Marianne beim Arme nahm und zum Sopha zurück führte. »Die englische Luft hat Sie wahrscheinlich so galant gemacht. Es war sehr unbesonnen von ihr, so früh ihr Ruhebett zu verlassen, aber sie konnte dem Verlangen nicht widerstehen, Fortunatus zu begrüßen.«

Marianne wurde wieder auf das Sopha gelegt. Das arme Mädchen war ganz glücklich; sie sah in der unverhoff-

ten Befreiung von ihrem Gebrechen beinahe eine Verwirklichung ihres theuersten Wunsches.

»Jetzt, liebe Tante,« sagte Fortunatus, »erzählen Sie, was meiner Cousine geschehen ist.«

»Vor etwa zwei Monaten kam sie von ihrer Schwester im Fiaker nach Hause. Der Wagen hielt vor der Thür; Marianne steigt aus, verliert auf dem Kutschentritt das Gleichgewicht und fällt unter die Räder; die Pferde werden scheu, und . . .«

»Großer Gott!« riefen Fortunatus und der Vetter Roussel zugleich, und sahen Marianne mit verdoppelter Theilnahme an.

»Eine brave Frau, die seit Kurzem im Hause wohnte, und glücklicher Weise in der Thüre stand,« fuhr die Tante Prudentia fort, »sieht die Gefahr, in welcher Marianne schwebt, eilt auf die Pferde zu und ergreift sie schnell am Gebiß, während der Kutscher, der vom Bock gestiegen war, um die Wagenthür aufzumachen, wie eine Pagode dabei stand. Die Pferde stehen still, und Marianne ist gerettet!«

»Die brave Person!« erwiederte Fortunatus. »Sie wohnt hier im Hause?«

»Ja, wir haben sie zur Aufwärterin genommen; sie muß so eben die Thür aufgemacht haben.«

»Das Vorzimmer ist so dunkel,« erwiederte Fortunatus, »daß ich das Gesicht der Person, die uns einließ, nicht erkennen konnte; aber wenn ich fortgehe, werde ich der guten Frau von Herzen danken.«

»Liebe kleine Marianne,« setzte der Vetter Roussel hinzu, »in welcher Gefahr bist Du gewesen!«

»Das Unglück ist indeß zu etwas gut,« erwiederte die Tante; »denn Marianne ist durch diesen Sturz von ihrem

Gebrechen geheilt worden. Das arme Kind hat sich den Fuß an derselben Stelle gebrochen, wo er in ihrer Kindheit gebrochen war, und ...«

»Ich verstehe,« fiel ihr der Vetter Roussel ins Wort. »Ein Arzt hat mir erzählt, man sey nach einem schlecht geheilten Bruch zuweilen genöthigt, den Knochen noch einmal zu brechen, wenn nemlich der Patient den Muth hat, sich dieser schmerzhaften Operation zu unterwerfen; dann erfolge eine vollständige Heilung.«

»Sie sprechen ja wie Aeskulap, Vetter Roussel,« sagte die Tante Prudentia mit Ironie; »es fehlt Ihnen nur der Schlangenstab und die Toga, um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen.«

»Ich sehe wohl, Tante Prudentia, daß sich Ihr freundliches, wohlwollendes Naturell während unserer Abwesenheit nicht verändert hat,« antwortete der Vetter Roussel, der sich durch den Spott der alten Jungfer etwas verletzt fühlte, während Fortunatus die Tante fragte:

»Aber warum haben Sie uns von diesem traurigen Unfall nichts geschrieben?«

»Das will ich Dir sagen. Die vollständige Heilung deiner Cousine war anfangs zweifelhaft, und ich wollte Dich nicht beunruhigen, unangenehme Nachrichten erfährt man immer noch früh genug. Aus diesem Grunde habe ich Dir auch nichts von dem Diebstahlsversuch geschrieben ...«

»Von welchem Diebstahl, Tante?«

»Hat es Dir der Pförtner nicht erzählt?«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

»So höre. Vor einigen Tagen hat man die Eisenstangen deines Werkstattfensters durchgefeilt.«

»Ich hatte glücklicherweise keine Sachen von Werth

zurückgelassen, aber es ist ein sehr frecher Einbruch; hat man auf Jemand Verdacht?«

»Man scheint den alten Herrn, der im vierten Stocke, die Thür links, unter der Dachstube unserer Haushälterin wohnt, wenigstens im Verdacht des Einverständnisses zu haben.«

»Das ist unmöglich! Herr Corbin ist ein alter Rentier.«

»Corbin heißt er?«

»Ja, Tante. Er ist sehr wohlhabend und wird an einem Diebstahl gewiß nicht Theil nehmen.«

»Er soll Besuche von verdächtig aussehenden Leuten bekommen. Mehr weiß ich nicht von ihm.«

»Nun, die Diebe haben die Mühe des Einbruchs umsonst gehabt; die Sache ist nicht so schlimm und dieser Diebstahlsversuch würde mich weniger beunruhigt haben, als das Unglück der armen Marianne.«

»Das dachten wir auch,« erwiederte Marianne, »und ich sagte zu meiner Tante: Schreiben Sie Fortunatus nichts davon, die Unglücksbotschaft könnte ihm vielleicht einige Unruhe machen, und . . .«

»Vielleicht, Marianne? Du sagst vielleicht! Ich glaubte Du hättest einen höhern Begriff von meiner Zuneigung,« erwiederte Fortunatus mit zärtlichem Vorwurf. »Hältst Du mich denn für undankbar? Glaubst Du, ich würde je vergessen, welchen süßen Trost ich in dem größten Kummer meines Lebens bei Dir und meiner Tante gefunden habe?« — Dann fragte er ruhig, aber mit einer Theilnahme, die seiner Cousine keineswegs entging: »Wie geht's Aurelien? Kommt sie oft zu Ihnen? Ist sie glücklich?«

»Und wie geht's meinem alten Jouffroy?« setzte der Vetter Roussel hinzu.

»Aurelie ist immer charmant, elegant, geputzt, aufgedonnert, wie es von einer Gräfin zu erwarten ist,« antwortete die Tante Prudentia. »Sie tanzt Quadrille, Walzer und Mazurka, unterhält sich, schnattert, plappert, girrt und spielt die Modedame.«

»Sie ist also glücklich?« wiederholte Fortunatus.

»Sie! Mein Gott, wie kannst Du so fragen? Sie bekommt ja Besuche von Marquis und Marquisen, von Herzogen und Herzoginnen!«

»Aber ist ihr Mann gegen sie was er seyn soll? weiß er welchen Schatz er besitzt?«

»Das will ich meinen! er weiß wohl, welchen Schatz er mit ihr bekommen hat und macht einen sehr ausgedehnten Gebrauch davon! Wie mein Bruder sagt, drängt eine Festlichkeit, eine Unterhaltung die andere; es wird im Hause famös getafelt, hoch gespielt, es werden Equipagen und Theaterlogen gehalten . . . und Alles bestreitet der liebe, theure, vergötterte Schatz, den der Herr Graf in der Gestalt eines schweren Geldsacks geheirathet hat. Wie kannst Du noch fragen, ob er auch weiß, welchen Schatz er besitzt!«

»Ich sprach ja nur im bildlichen Sinne,« entgegnete Fortunatus: »ich fragte Sie, ob Aurelie nach ihrem Werthe von ihrem Gemal geschätzt wird.«

»Darüber kann ich Dir keine Auskunft geben,« erwiederte die Tante Prudentia.

»Ich will's Dir sagen, Fortunatus,« setzte Marianne hinzu; »meine Schwester ist sehr zufrieden. Du weißt wie groß ihr Vertrauen zu mir ist: Sie hat mir immer ver-

sichert, daß der Graf von Villetaneuse sie höchst anständig und rücksichtsvoll behandle.«

»O, das freut mich!« sagte Fortunatus; »wenn sie nur glücklich ist!«

»Tante Prudentia,« sagte der Vetter Roussel, »sagen Sie doch wie es Ihrem Bruder geht.«

»Wir haben ihn diesen Morgen gesehen,« antwortete die alte Jungfer. »Er befindet sich wohl; nur scheint er durch den Saus und Braus im Hause seines Herrn Schwiegersohns nicht sonderlich erbaut zu werden; dagegen hat mein Bruder das Vergnügen seine Frau immer im größten Staat zu sehen. Denken Sie sich, Vetter Roussel, der wunderliche Mensch ist mit all diesem häuslichen Glücke noch nicht zufrieden und er jammert unaufhörlich, daß Sie noch nicht wieder da sind. Ist das denkbar? ist das glaublich? er sehnt sich nach Ihnen!«

»Das fehlte auch noch!« erwiederte Joseph. »Ich glaubte nach drei langen Monaten eine andere Aufnahme bei Ihnen zu finden!«

»Lassen Sie mich in Ruhe!... ich habe einen Zorn auf Sie!«

»Auf mich! warum denn, wenn ich fragen darf?«

»Sie können noch fragen!« eiferte die Tante Prudentia. »Um Gottes willen, treten Sie vor den Spiegel und schauen Sie sich an.«

»Wie!« erwiederte der Vetter Roussel ganz erstaunt; »warum soll ich mich denn anschauen?«

»Um über sich selbst zu erröthen. Diesen Morgen noch sagte ich zu Marianne: Der Vetter Roussel wird uns überraschen, wir werden ihn wiedersehen, den kühnen Reisenden in der Gestalt eines schottischen Häuptlings aus Walter

Scott's Romanen, die Mütze auf ein Ohr gedrückt, den Plaid über die Schultern geworfen, mit kurzem Rock, bloßen Beinen und Sandalen... und er wird uns auf dem Dudelsack ein schottisches Nationallied spielen . . . Fehlgeschossen! Sie erscheinen mit Pelzstiefeln, in einen garstigen Mantel gehüllt und über die Ohren haben Sie die abscheuliche Mütze von Otterpelz gezogen. Sie werden mir vielleicht antworten, daß Sie die Mütze als ein Liebeszeichen tragen? Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden, aber ich muß aufrichtig gestehen, daß sie einem Liebeszeichen gar nicht ähnlich sieht.«

»Wie! Tante Prudentia, Sie...«

»Schämen Sie sich denn gar nicht, Vetter Roussel?« fiel ihm die alte Jungfer ins Wort. »Wer kommt denn wohl in solchem Aufzuge aus dem schottischen Hochlande! Sehen Sie sich doch nur an!... O, theurer Bergschotte meiner Träume, wo bist Du, wo bist Du?«

»Das ist zu arg!« sagte der Vetter Roussel, seinen Reisegefährten ansehend. »So wird ein dreißigjähriger Freund bei seiner Rückkehr von ihr empfangen!... Ach! welch ein Weib!«

»Vetter Roussel,« erwiederte Marianne lächelnd, »sehen Sie denn nicht, daß meine Tante scherzt?«

»Parbleu! Ich sehe wohl, daß sie scherzt und das ärgert mich! Wie einfältig war ich doch, dem Vetter Fortunatus zu sagen: »Wir hätten die Tante Prudentia von unserer Ankunft in Kenntniß setzen sollen, anstatt sie zu überraschen; denn die Gemüthsbewegung könnte ihr leicht . . . O, ich war ein rechter Gimpel! Du siehst und hörst sie, die gefühlvolle, zärtliche Tante Prudentia!«

»Sie wissen nicht was Sie sprechen, Vetter Roussel. Ich hatte soeben unsere Aufwärterin ersucht, einen großen Eimer mit Wasser bereit zu halten, um mich damit abzukühlen, falls mir der Anblick Ihres Bergschottencostums eine Ohnmacht zugezogen hätte. Aber ich sehe Sie in einer schmachvollen Vermummung wieder, ich kann nicht in Ohnmacht fallen. Nehmen Sie also Vernunft an und geben Sie sich zufrieden!«

»Gehen Sie! Sie sind unverbesserlich mit Ihrem steinernen Herzen!«

»Beruhigen Sie sich, junger Anacharsis. Erzählen Sie uns Ihre Abenteuer, Ihre glücklich überstandenen Gefahren. Es gibt keine Reise ohne Gefahren; sie sind das Salz, die Würze des Reisens.«

»Sie glauben zu scherzen, Tante,« erwiederte Fortunatus. »Es ist uns indeß unweit Edinburg ein Unfall zugestoßen, der...«

»Schweig doch, Fortunatus,« fiel ihm der Vetter Roussel ins Wort; »man wird uns auslachen!«

»Mein Gott! Fortunatus,« fragte Marianne mit Theilnahme, »was ist Euch denn geschehen?«

»Du wirst es nur zu bald erfahren, mein Kind, wenn Du dem tollkühnen und zumal sehr wahrheitsliebenden Reisenden zuhörst,« erwiederte die alte Jungfer. »Ich bekomme schon im voraus eine Gänsehaut... denn nach der Erzählung würde es mir vielleicht nicht mehr gelingen zu schaudern.«

»Was habe ich Dir gesagt, Fortunatus?« erwiederte der Vetter Roussel mit komischem Aerger. »Kein Wort mehr!«

»Lassen Sie ihm doch das Wort, Vetter Roussel. Die

Bescheidenheit lähmt Ihnen ja ohnedies die Zunge. Ich bin begierig, Ihre Heldenthaten zu hören. Von wie vielen Räubern wurden Sie angefallen? Wie viele haben Sie allein niedergemacht?«

»Gehen Sie zum Teufel, Tante Prudentia! Was kann unsere Erzählung nützen? Sie haben ja nicht mehr Gefühl als dieses Holzscheit!«

»Von einem Räuberanfall ist keine Rede, Tante,« erwiederte Fortunatus, »sondern von einer muthigen, ehrenhaften That unsers lieben Vetters...«

»Ah, mein Gott! ich wette, der Vetter Roussel hat als ein zweiter Galaor eine verfolgte Prinzessin aus den Händen furchtbarer Räuber oder tückischer Zauberer befreit! Das wundert mich gar nicht von ihm: er ist ein Amadis, ein Roland!... Aber um des Himmels willen, warum präsentirt er sich denn nach solchen Heldenthaten mit einem Nasenwärmer und einer Mütze von Otterpelz? Wo hat er denn seinen Helm mit den wogenden Federn, wo Schild und Speer? Hat er seinen ritterlichen Schmuck etwa sammt Hutschachtel und Regenschirm auf dem Postwagenamt gelassen?«

»Morbleu! Tante Prudentia, Sie müssen eine zänkische, bissige, höhnische Fee zur Gevatterin gehabt haben!« eiferte Joseph. »Das ist nicht auszuhalten. Komm, Fortunatus...«

»Ich will Sie rächen, lieber Vetter. Meine Tante wird ihre Scherze bereuen, wenn sie unser Abenteuer erfährt.«

»Bist Du von Sinnen? deine Tante sollte gerührt werden! Ich kenne sie besser!«

»Armer Vetter Roussel!« dachte Marianne lächelnd. »Wenn er wüßte!...«

»Ich will Ihnen unsere Geschichte mit kurzen Worten erzählen, Tante,« fuhr Fortunatus fort. »In der Nähe von Edinburg waren wir aus dem Postwagen gestiegen und gingen einen steilen Abhang hinauf. Der kleine Michel, der sich freute, aus dem Kutschenkasten befreit zu seyn, lief am Rande des fast senkrechten, mit Gebüsch bewachsenen Abgrundes hin und her. Unten war ein kleiner See. Der Knabe gleitet aus und stürzt hinunter...«

»Ach, mein Gott!« sagte Marianne bestürzt. »Der arme Knabe!«

»Ich hatte dem Vater Laurencin den Arm gegeben, um ihn den Berg hinauf zu führen. Michel und unser Vetter Roussel waren hinter uns, wie ich glaubte. Plötzlich höre ich einen lauten Schrei; ich sehe mich um, ich bemerke Niemand auf der Landstraße. Ich eile an den Abgrund und etwa dreißig Schritte unter mir sehe ich unsern Vetter, der sich an dem Gesträuch festhält und zu dem See, in welchen Michel gefallen war, hinabgleitet. Ich eile ihm nach; aber ehe ich unsern Vetter erreicht hatte, war er bereits im Wasser. Er ergreift den armen Knaben und schleppt ihn ans Ufer, welches an dieser Stelle so steil war, daß die Beiden ohne meine Hilfe schwerlich herausgekommen wären... Sie sehen, liebe Tante, daß wir weder mit Räubern noch mit Zauberern ein Abenteuer zu bestehen hatten; es war eine muthige, entschlossene That, durch welche Sie eben so tief gerührt seyn werden, wie wir.«

Tiefe Stille folgte dieser Erzählung. Marianne, welche die geheime Zuneigung der Tante zu ihrem Vetter Joseph

kannte, war begierig zu wissen, ob die alte Jungfer ihre kalte, theilnahmlose Rolle bis zu Ende spielen würde.

Die Tante Prudentia hatte scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit dem Strickzeuge zugewendet und die Thränen, welche ihr die Erzählung entlockte, hinter ihrer Brille verborgen; aber sie wollte noch eine kleine Rache nehmen für die Unruhe, die ihr der böse Vetter durch sein langes Ausbleiben bereitet. Sie brach zuerst das Schweigen und sagte, indem sie sich die rechte Schläfe mit der Stricknadel kratzte:

»Armer Vetter Roussel, Sie haben also wider Ihren Willen ein kaltes Bad in einem schottischen Landsee genommen? Sie haben vermuthlich einen starken Schnupfen bekommen und tragen deshalb einen Nasenwärmer?... Sagen Sie, gibt es in jenen fernen überseeischen Ländern kein Süßholz?«

»Ach, Tante,« sagte Fortunatus, »dieser Scherz ist sehr grausam!«

»Hören Sie, Prudentia,« erwiederte Joseph gekränkt, »ich kenne Sie seit dreißig Jahren; ich habe Ihren Spott nie übel genommen; ich habe darüber gelacht und ihn selbst hervorgerufen. Der Empfang, den ich nach langer Abwesenheit bei Ihnen gefunden, hat mich befremdet, aber ich fand in Ihren Spottreden keine Herzlosigkeit, sondern nur harmlose Spielerei. Jetzt ist es nicht mehr so, und ich sage Ihnen aufrichtig, daß mich Ihr letzter Scherz gekränkt hat . . . Ja,« setzte er mit bewegter Stimme hinzu, »dieser Scherz thut mir weh, weil ich an Ihrem Gefühl zweifeln muß. Es handelt sich weder um mich, noch um die größere oder geringe Gefahr, die ich überstanden, es handelt sich um einen armen Knaben, der beinahe ertrunken wäre . . . und darüber können Sie spotten! Da muß

ich wahrlich in Versuchung kommen zu glauben, daß Sie . . .«

Joseph hielt plötzlich inne, er war zu tief bewegt, um mehr sagen zu können.

»Adieu!« setzte er, sich abwendend, hinzu.

»Vetter Roussel!« rief Marianne, die das Geheimniß der alten Jungfer preisgeben zu müssen glaubte, um den braven Mann zu beruhigen, »wissen Sie denn nicht, daß meine Tante Sie . . .«

»Marianne!« fiel ihr die Tante Prudentia hastig ins Wort, und begleitete diese Mahnung mit einer Geberde, welche zu sagen schien: »Ich habe Dir ein Geheimniß anvertraut, und Du willst mich verrathen!«

Marianne schwieg und schlug die Augen nieder.

Fortunatus trat dem Vetter Roussel in den Weg und flüsterte ihm zu:

»Mein Gott, Sie wissen ja, daß die Tante Prudentia ihre Zunge nicht bezähmen kann!«

Die alte Jungfer bereute ihre Spöttereien, sie fürchtete zumal die Unterbrechung eines freundschaftlichen Verkehrs, der ihrem Herzen Bedürfniß war; sie erwiederte daher mit zutraulichem Tone, der indeß noch nicht ganz frei von einer gewissen absichtlichen Härte war:

»Werden Sie nur nicht böse, Joseph, und laufen Sie mir nicht davon! Ich habe Unrecht, verzeihen Sie mir. Sie sehen, ich krieche zu Kreuze. Denken Sie doch nicht so Arges von mir; Sie wissen ja, daß es nicht so böse gemeint ist. Sie ließen so lange nichts von sich hören; das ärgerte mich; ich nahm mir vor, Sie ein bischen zu necken, wenn Sie von Ihrer Reise zurückkämen; daher meine unverzeihlichen Späße über Ihre harmlose Pelzmütze. Bis dahin

machte ich mein altes Recht geltend, Sie zu necken, aber dann ging ich zu weit; ich spottete über Ihre edle, muthige That . . . das war nicht recht, es war eine Heuchelei, denn trotz meines Felsenherzens war ich tief gerührt, aber meine verteufelte Zunge hat mir wieder einen bösen Streich gespielt. Halten Sie sich daher an meine Zunge, und nicht an mich . . . lassen Sie es gut seyn, alter Freund . . . geben Sie mir die Hand, Joseph.«

»Ach, Prudentia, wie wohl wird mir, wenn ich Sie so reden höre,« erwiederte Joseph mit Wärme, indem er die Hand der alten Jungfer zum ersten Male im Leben an seine Lippen zog.

Die Tante Prudentia konnte ihre Befangenheit und ein leichtes Erröthen nicht unterdrücken.

»Arme Tante!« dachte Marianne, die es bemerkte.

»Nein!« setzte Joseph tief bewegt hinzu, indem er die zitternden Hände der Tante fest hielt, »nein, Sie können es nicht glauben, wie weh es mir that, Sie in solchem Grade gefühllos zu finden! Ich würde es vielleicht nie ganz geglaubt haben, aber schon der Zweifel war mir peinlich.«

Die Ankunft des Vaters Laurencin und Michels erlaubte der Tante Prudentia ihre gewohnte Ruhe, die durch den Handkuß des Vetters Roussel so tief erschüttert worden war, wieder anzunehmen. Wie lächerlich würde sie sich gemacht haben, wenn die beiden Männer ihr Erröthen bemerkt hätten!

V.

Der Vater Laurencin blieb mit seinem Enkel in der Thür stehen und sagte:

»Fräulein Prudentia, Sie werden uns vielleicht für zudringlich halten, aber wir fanden das Vorzimmer offen. Ihre Magd ist wahrscheinlich auf einen Augenblick fortgegangen, und wir glaubten ungemeldet kommen zu dürfen, um Ihnen unser Compliment zu machen.«

»Sie haben sehr wohl gethan, Vater Laurencin,« antwortete die alte Jungfer. — »Guten Tag, lieber Michel! Du hast also eine große Gefahr überstanden, armer Junge!«

»Wie!« sagte der Greis, »Sie wissen schon, daß ...«

»Daß mein Vetter Roussel mit eigener Lebensgefahr Ihrem Enkel das Leben gerettet hat. Ja, Fortunatus hat mir diesen schönen Zug erzählt.«

»Ach ja! es ist eine Schuld, die wir dem Herrn Roussel nie bezahlen können.«

In dem Augenblicke als der alte Goldarbeiter dies sagte, ging die Thür wieder auf und die Aufwärterin der Tante Prudentia erschien mit den Worten:

»Mademoiselle, ich hatte aus Versehen die Thür offen gelassen, während ich einen Augenblick entfernt war; als ich wieder kam, fand ich sie verschlossen . . . Ist Jemand gekommen?«

»Ja, Frau Katharina,« antwortete die Tante Prudentia. — »Aber hören Sie, es wird angeläutet; sehen Sie zu wer da ist.«

Katharina entfernte sich auf das Geheiß der alten Jungfer und warf auf Michel einen frohlockenden Blick. Dieser Blick schien zu sagen: Von jetzt an werde ich mit meinem Sohne in einem Hause wohnen!

Die Aufwärterin der Tante Prudentia war keine Andere als Katharina von Morlac . . . Die Buhlerin Katharina, die in ihren groben Kleidern und in ihrer weißen, schmucklosen Haube so entstellt war, daß sie von dem Vater Laurencin, von dem Vetter Roussel, so wie von Michel und Fortunatus anfangs nicht erkannt wurde; erst als sie von der Tante Prudentia »Frau Katharina« genannt wurde, wurde ihre Identität außer Zweifel gestellt.

»Wer ist diese Frau?« fragte der Vater Laurencin mit dem größten Erstaunen.

»Unsere Aufwärterin,« antwortete die Tante Prudentia verwundert. »Sie war Mariannens Wärterin, nachdem sie eine große Gefahr von ihr abgewandt. Frau Katharina ist die beste Person, die ich kenne.«

»Was! Tante,« sagte Fortunatus, »es ist die Person, von der Sie uns so viel Gutes sagten?«

»Ja,« erwiederte Marianne, »den Dienst, den sie mir erwiesen, und die Sorgfalt, mit der sie mich gepflegt, werde ich nie vergessen.«

»Das ist sonderbar,« versetzte der Vetter Roussel, indem er dem Goldarbeiter einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

»Wie, Großvater,« sagte der Knabe leise zu dem Alten, »die hübsche Dame, die meine Mutter gekannt hat, und die ich von Zeit zu Zeit bei Herrn Roussel gesehen habe, wohnt in diesem Hause? . . . Das ist schön!

ich werde sie oft sehen, und sie wird mir von meiner Mutter erzählen!«

»Ha! ich verstehe,« sagte Vater Laurencin zu sich; »sie hat unsere Abwesenheit benutzt, um sich in dieses Haus einzuschleichen und die Gunst der Tante Prudentia zu gewinnen. Sie will in Michels Nähe seyn. Wie schlau! Aber ich werde ihren Plan vereiteln; ich sehe was sie im Schilde führt.«

Plötzlich ging die Thür auf und Aurelie von Villetaneuse trat ein.

VI.

Die Gräfin von Villetaneuse sah Fortunatus Sauval und den Vetter Roussel seit ihrer Verheirathung zum ersten Male wieder. Diese pflegten ihre Abende bei der Tante Prudentia zuzubringen, Aurelie hingegen besuchte sie immer Vormittags. Es wäre ihnen aus leicht begreiflichen Gründen unangenehm gewesen, mit der jungen Gräfin zusammenzutreffen, und dieses Zusammentreffen hatten sie bis dahin immer vermieden.

Fortunatus fühlte sich bei Aureliens Anblick schmerzlich ergriffen. Er hatte sie als naives, schüchternes, an Weltsitte wenig gewöhntes Mädchen verlassen; jetzt war sie, wenn nicht schöner, doch reizender, verführerischer als früher; die Ungezwungenheit ihrer Haltung, die Anmuth ihres Benehmens, eine gewisse Coketterie im Blick, Gang und Bewegungen, ihr ganzes Wesen hatte den eigenthümlichen Zauber schöner, junger Damen, die stets von Anbetern umschwärmt sind, und trotz ihrer Ehrenhaftigkeit, oder vielleicht weil sie ehrenhaft geblieben sind, das un-

widerstehliche Bedürfniß fühlen zu gefallen und ein harmloses Spiel der Cokretterie zu treiben, um einen Schwarm von Verehrern an sich zu fesseln. Diese Leute haben gemeiniglich nicht die lautersten Absichten, aber in Ermanglung der Beute pflegen sie sich ziemlich lange mit dem Schatten derselben zu begnügen. Diese anziehende Cokretterie war der jungen Gräfin so zur andern Natur geworden, daß Fortunatus sie, noch ehe sie gesprochen hatte, mit Bewunderung, wenn auch nicht ohne bittere Gefühle betrachtete.

Aurelia erschrak, erröthete, schlug die Augen nieder; ihr Busen wogte, sie konnte so wenig wie Fortunatus Worte finden.

Der Vater Laurencin und Michel zogen sich zurück. Die Tante Prudentia, der Vetter Roussel, Marianne und der junge Goldschmied blieben allein mit Aurelien.

»Fortunatus,« sagte sie zu ihrem Cousin, »ich gestehe, daß ich Dich hier nicht erwartete. Der Eindruck, den diese Begegnung auf mich macht, beweist Dir wenigstens, daß mir die Erinnerung an unsere Kindheit theuer ist und daß ich aufrichtig bedauere, Dir Unrecht gethan zu haben.«

»Ich bitte Dich, schweig von der Vergangenheit,« erwiederte Fortunatus; »Du hast mir kein Unrecht gethan, ich habe Dir mein Wort zurückgegeben, Du bist deiner Neigung gefolgt, Du bist glücklich, ich habe nichts mehr zu sagen.«

»Gut, wir wollen nicht mehr von der Vergangenheit reden. — Guten Morgen, Vetter Roussel. Wir haben uns lange nicht gesehen. Sie sind sehr hart gegen mich. Wie oft habe ich meine Tante, meine Schwester und meinen Vater gebeten, Ihnen zu sagen, wie ich mich freuen würde,

Sie bei mir zu sehen! Sie hätten eine Stunde nach Ihrer Bequemlichkeit festsetzen können, meine Thür wäre für Jedermann verschlossen gewesen, und wir hätten ungestört plaudern können.«

»Mein Kind,« erwiederte Joseph ernst, »ich habe Dich in der Wiege gesehen, und bin Dir vom Herzen gut. Wenn Du jemals, was Gott verhüte, meiner Hilfe bedürftest, so würdest Du mit Sicherheit auf meine alte Freundschaft zählen können; aber ich gestehe Dir aufrichtig, daß es mir aus leicht zu errathenden Gründen peinlich seyn würde, Dich ohne dringende Ursachen zu besuchen.«

»Nun, das Eis ist gebrochen,« erwiederte die junge Gräfin zutraulich; »wir haben uns wieder gesehen, und ich hoffe, daß ich von jetzt an so glücklich seyn werde, Sie und Fortunatus zuweilen bei meiner Tante zu sehen. — Liebe Tante und Du, Schwesterchen, ihr entschuldigt, daß ich Euch noch nicht begrüßt habe.«

Aurelie küßte ihre Tante und Marianne mit ungeheuchelter Zärtlichkeit. Marianne erwiederte die Liebkosungen ihrer Schwester keineswegs mit ihrer gewohnten Herzlichkeit: sie bemerkte nicht ohne Bekümmerniß die Unruhe, welche Fortunatus bei dem unerwarteten Erscheinen Aureliens nicht zu verbergen vermochte. Fortunatus war so befangen, daß er von seiner Tante Abschied nahm, um sich nicht zu verrathen.

»Ach! er setzt nicht hinzu: diesen Abend werden wir uns sehen!« dachte Marianne. »Seine Liebe zu meiner Schwester ist wieder erwacht. Ein Augenblick hat mir seine ganze Zuneigung geraubt!«

»Wie! Du willst schon gehen, lieber Fortunatus?«

antwortete die alte Jungfer ihrem Neffen. »Was drängt Dich denn?«

»Ich bin drei Monate auf Reisen gewesen, Tante; ich will die Briefe lesen, die in meiner Abwesenheit angekommen sind.«

»Du bist doch gewiß zufrieden mit deiner Reise?« sagte Aurelie zu ihrem Cousin. »Dein Name muß in England so bekannt seyn, wie in Frankreich . . .«

»Die Königin hat ihn mit besonderer Auszeichnung empfangen,« erwiederte der Vetter Roussel; »sie hat der Aufstellung der in Frankreich bestellten Goldschmiedsarbeiten persönlich beigewohnt; kurz, die Königin hat ihn als einen großen Künstler behandelt: sie hat eigenhändig an ihn geschrieben und ihm zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in England eine von ihr selbst gezeichnete Ansicht des Schlosses Windsor geschickt.«

»Fortunatus,« sagte Aurelie, »Du kannst in der That stolz seyn auf diese Anerkennung, die deinem Genie zu Theil wird.«

»O ja wohl,« erwiederte Fortunatus mit bitterm Gefühl, indem er dachte, daß ihm Aurelie trotz seines Genies den Grafen Villetaneuse vorgezogen hatte. »Es geht nichts über die Befriedigung der Eigenliebe: darin liegt das Glück . . . für die, welche es darin suchen!«

»Ich fürchte nur,« setzte Joseph hinzu, »daß andere gekrönte Häupter, dem Beispiel der Königin von England folgend, ebenfalls große Bestellungen machen werden, um Fortunatus eine Zeit lang an ihren Hof zu ziehen.«

»Diese Besorgnisse theile ich nicht, Vetter Roussel,« antwortete Fortunatus. — Dann eilte er der Thür zu, um

seine trüben Gedanken zu verbergen, und sagte noch einmal: »Adieu, Tante! adieu, Marianne!«

»Und mir sagst Du nicht adieu?« sagte die junge Gräfin mit sanftem Vorwurf.

»Adieu, Cousine!« setzte er hinzu, ohne die Augen aufzuschlagen.

Er entfernte sich. Joseph folgte ihm; aber ehe er fortging, sagte er zu Aurelie:

»Mein Kind, sage deinem Vater, daß ich wieder da bin. Er wird mir ein großes Vergnügen machen, wenn er morgen mit mir frühstückt. Adieu. Ich will meine Reisekleider ablegen, über die deine verteufelte Tante weidlich gestichelt hat... Die verteufelte Tante sind Sie, Prudentia!«

»Das versteht sich von selbst, Vetter Roussel, denn Sie sind ja ein Heiliger. Bitten Sie für uns, heiliger Roussel . . . und packen Sie sich!«

»Du siehst, mein Kind,« sagte Joseph zu der jungen Gräfin, »deine Tante hat sich nicht geändert . . . Noch einmal adieu. Vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, wie ich mich nach ihm sehne.«

Der Vetter Roussel entfernte sich und ließ die Tante Prudentia mit ihren beiden Nichten allein.

VII.

Der Eindruck, den Aureliens Anblick auf Fortunatus gemacht hatte, war der alten Jungfer keineswegs entgangen; eben so wenig entging ihr die Niedergeschlagenheit und Verstimmung Mariannens. Die Tante Prudentia nahm daher den herben, beißenden Ton, in den sie so leicht verfiel, gegen die junge Gräfin in hohem Grade an.

»Tante,« sagte Aurelie, »ich habe mit Ihnen zu reden.«

»Gut, mein Kind; laß hören. Du hast mir wahrscheinlich zu erzählen, wie viel Dir die Einladungen zu Bällen, Festlichkeiten und Schauspielen zu thun machen. Zum Glück hast Du in diesem Punkte ein zähes Leben; an den Unterhaltungen wirst Du noch nicht sterben.«

»Tante,« erwiederte Aurelie mit gezwungenem Lächeln, »ich habe über eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu reden . . . Schwesterchen, Du erlaubst, daß ich mit der Tante in den Salon gehe?«

»O! o!« sagte die Tante, »gräfliche Gnaden haben mir etwas im Vertrauen zu sagen?«

»Ja, Tante,« antwortete Aurelie, die den ironischen Ton der alten Jungfer nicht zu bemerken schien.

Marianne wollte aufstehen; aber Aurelie wollte es nicht zugeben. »Ich bitte Dich, Schwesterchen,« sagte sie, »laß Dich nicht stören. Wir gehen in das Nebenzimmer... oder wenigstens laß Dich führen. Stütze Dich auf mich; Dein Fuß ist noch schwach.«

»Ich danke Dir, Aurelie . . . ich kann schon ganz allein gehen.«

Marianne sagte dies mit einer gewissen Coketterie, die nicht ganz frei von Bitterkeit war; denn ihre Schwester war ja Schuld, daß Fortunatus so verstimmt fortgegangen war, und sie wollte ihr zeigen, daß sie von ihrem Gebrechen befreit sey.

Aurelie gab ihre Freude über Mariannens festen, sichern Schritt in so aufrichtiger, herzlicher Weise zu erkennen, daß der eifersüchtige Groll der Letztern schnell verschwand.

»Ist es denn wirklich wahr, Schwesterchen?« sagte die junge Gräfin mit inniger Freude, »die Hoffnung des Arztes ist in Erfüllung gegangen! Du hinkst nicht mehr!«

Dann trat sie einige Schritte zurück und setzte mit zärtlicher Neugier hinzu:

»Ich bitte Dich, liebe Marianne, geh noch ein Bischen, wenn es Dich nicht ermüdet . . . O, wie freue ich mich, daß Du von diesem häßlichen Gebrechen auf immer befreit bist!«

Marianne erfüllte mit Freudenthränen den Wunsch ihrer Schwester und ging noch einige Schritte.

»Sehen Sie, Tante!« sagte Aurelie frohlockend: »wie schlank und gerade Marianne jetzt ist . . . man kann keinen hübschern Wuchs sehen . . .«

»Ach, Schwester,« erwiederte Marianne, über Aureliens herzliche Freude gerührt, »Du schmeichelst . . .«

»Ich schmeichle? Sagen Sie, Tante, schmeichle ich?«

»Nein, nein, Du sagst die Wahrheit; —« und die Tante dachte: »Aureliens Herz ist noch gut. Ich hatte große Lust, ihr den eifersüchtigen Kummer, den sie meiner armen Marianne verursacht, entgelten zu lassen; aber im Grunde ist es ja nicht Aureliens Schuld, wenn Fortunatus sie noch immer schön und reizend findet.«

Während die Tante mit sich selbst redete, wechselten die beiden Schwestern noch einige zärtliche Worte. Marianne entfernte sich und ließ Aurelie mit ihrer Tante allein. Diese bemerkte mit Befremden die Verstimmung, die sich plötzlich in Aureliens Zügen zeigte. Ach! die neunzehnjährige junge Frau hatte sich schon gewöhnt, ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen und eine von den Umständen geforderte Maske anzunehmen.

»Tante, Sie haben es errathen, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen,« sagte Aurelie, »eine wichtige Mittheilung!«

»Laß hören, wir sind jetzt ungestört, wir haben Zeit.«

»Zeit?« erwiederte die Gräfin mit Bitterkeit und sah nach der Uhr. »Es ist halb eins: bis zwei Uhr muß ich einen Entschluß fassen, der für meine Zukunft wichtig werden kann!«

Die alte Jungfer hörte sogleich auf zu stricken, und warf über die Brille hinweg einen forschenden Blick auf ihre Nichte.

»Diese Mittheilung,« sagte sie, »ist also noch wichtiger, als ich dachte? Laß hören.«

»Tante, Sie und unser Vetter Roussel sind in unserer Familie die einzigen Personen, die ein richtiges, unbefangenes Urtheil haben.«

»Diese Entdeckung hast Du etwas spät gemacht, Aurelie.«

»Ich verstehe Sie, lassen Sie mich ausreden. Sie wissen, daß ich meine Eltern liebe; aber in der Lage, worin ich mich befinde, kann ich keinen guten Rath von ihnen erwarten; ich will sie auch nicht betrüben. Ich mußte mich daher an Sie, Tante, oder an unsern Vetter Roussel wenden. Ich komme zu Ihnen, denn es gibt Mittheilungen, die man einer Freundin mit minderem Widerstreben macht, als einem Freunde.«

»Ich danke Dir für dein Vertrauen; ich werde es mit unbedingter Aufrichtigkeit erwiedern. Du weißt, daß ich immer frei und offen meine Meinung sage.«

»Vor Allem, liebe Tante, lesen Sie diesen Brief. Ich erhielt ihn diesen Morgen durch die Post.«

Die Gräfin zog einen Brief aus dem Busen, und reichte ihn der Tante Prudentia. Diese las laut:

»Madame!

»Ihr Gemal betrügt Sie in der schmählichsten Weise. Sie können sich davon überzeugen, wenn Sie wollen. Nehmen Sie einen Fiaker, lassen Sie die Jalousien herab und fahren Sie heute gegen zwei Uhr in die Rue Cendrier; lassen Sie den Wagen in einem Sackgäßchen halten, das sich dem Hause Nr. 7 gegenüber befindet. Dort warten Sie eine Weile, und Sie werden den Grafen von Villetaneuse und die Buhlerin, der Sie geopfert worden, nach einander in dieses Haus gehen sehen. Nach einer Stunde werden Sie Beide einzeln wieder herauskommen sehen.

»Ein unbekannter Freund.«

»P. S. Die fragliche Person kommt nie in Ihr Haus, obgleich sie Ihnen nicht unbekannt ist. Der Graf hat gestern mit ihr im Gasthause zum »Cadran-Bleu« gespeist, und nachher begab er sich mit ihr in das Theater Ambigu-Comique in eine vergitterte Loge.«

Eine lange Pause folgte, als die Tante Prudentia diesen anonymen Brief gelesen hatte. Aureliens Augen füllten sich mit heißen Thränen, und von Zeit zu Zeit stampfte sie zornig mit dem Fuße.

»Liebe Aurelie,« sagte endlich die Tante, »ich will Dir nicht das trostlose Wort: »Ich habe es Dir vorher gesagt!« zurufen, es könnte jetzt nichts nützen; aber ich . . .«

»Und ich wollte mir um seinetwillen das Leben nehmen!« sagte die junge Gräfin, indem sie aufsprang und

den Brief in der Hand zerdrückte. »Ich wollte lieber sterben, als auf seinen Besitz verzichten! . . . Mein Gott! mein Gott!« — Sie sank wieder auf den Sessel nieder, und drückte beide Hände auf das Gesicht.

»Arme Aurelie,« erwiederte die Tante Prudentia, »geschehene Dinge sind leider nicht zu ändern . . . wir wollen an die Gegenwart denken.«

»Die Vergangenheit ist beklagenswerth, die Gegenwart unerträglich! . . . Tante, wie wird die Zukunft werden! Ach, welch ein Leben!«

»Beruhige Dich. Ich begreife deinen Schmerz, deine Entrüstung; aber Du mußt deine bittern Gefühle bekämpfen und deine Lage ruhig in Erwägung ziehen.«

»O, ich bin sehr unglücklich, Tante!« stammelte Aurelie und sank weinend an die Brust der alten Jungfer.

Die Tante Prudentia schloß sie mit zärtlicher Theilnahme in ihre Arme. »Ach! ihr steht noch viel Kummer bevor,« dachte sie; »ihre Leiden haben erst begonnen!« — Dann setzte sie laut hinzu: »Fasse Muth, mein Kind! Du weißt ja, daß ich es gut meine, wenn ich auch zuweilen ein bischen launisch und wunderlich bin.«

»Ach! Tante, was würde aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte? Wem könnte ich mich anvertrauen? Sie kennen meine Mutter: dieser Brief würde sie in einen furchtbaren Zorn versetzt haben, und mein armer Vater würde nichts thun können, als mein Schicksal beweinen.«

»Du hast wohl gethan, deine Eltern nicht in dieses traurige Geheimniß zu ziehen; aber Du mußt mir über manche Verhältnisse Aufklärung geben und einige Fragen beantworten.«

»Sie wissen, daß ich nie gelogen habe.«

»Nein, Du bist die Aufrichtigkeit selbst . . . Vor Allem müssen wir die Sache unbefangen prüfen. Dieser Brief ist anonym; Du darfst den Angaben wenig Glauben schenken.«

»Aber es werden die genauesten Thatsachen angegeben!«

»Angenommen es sey Alles wahr was der Brief sagt, dein Mann sey Dir untreu; das wäre ein Unglück, ein großes Unglück. Aber Du sprachst ja immer von deinem Glück, wenn Du uns besuchtest oder wenn deine Schwester zu Dir kam?«

»Tante . . .«

»Ich will Dir keinen Vorwurf machen; ich begreife deine Verlegenheit, Seelenleiden theilt man nicht gern mit; oft leidet eine Frau im Stillen, um den Mann, der ihren Kummer verursacht, in Achtung zu erhalten. . . Ach! mein armes Kind . . . ich weiß nicht wer gesagt hat: Enthüllte Verbrechen sind nichts gegen verborgen gebliebene . . . Eben so kann man sagen: Getheilter Schmerz ist nichts gegen den Schmerz, der tief im Herzen verschlossen bleibt!«

Die Tante Prudentia sprach diese Worte mit so rührender Wehmuth, ihre Züge drückten ein so zärtliches Mitgefühl aus, daß die Gräfin ihr mit dem größten Erstaunen zuhörte.

»Liebe Tante,« sagte sie, »wie sehr bedaure ich, daß ich mich Ihnen nicht früher anvertraut habe!«

»Du fürchtetest meinen Spott, meine Vorwürfe. Bist Du jetzt beruhigt?«

»O ja, vollkommen beruhigt!«

»Nun, dann sprich ganz offen und aufrichtig, mein Kind . . . hast Du Dich erst heute über deinen Mann zu beklagen?«

»Ich weiß es nicht, Tante.«

»Wie! Du weißt es nicht?«

»Sie werden meine Antwort albern, sinnlos finden; aber ich rede ganz aufrichtig.«

»Du weißt nicht, ob Du bis heute deinem Gemal etwas vorzuwerfen hattest?«

»Nein, wenigstens ist er immer sehr artig und zuvorkommend gegen mich gewesen. Ich liebe den Putz; er gibt mir zu diesem Zwecke monatlich zwölfhundert Francs, und oft sagt er zu mir: Wenn diese Summe nicht hinreicht, liebe Aurelie, so können Sie mehr haben. Er hält mir einen sehr eleganten Wagen; er hat mir eine Loge in der Oper und im italienischen Theater gemiethet; kurz er ist immer höchst aufmerksam und gefällig, wenn er bei mir ist . . . was freilich sehr selten der Fall ist.«

»Sehr selten?«

»Ja, Tante. Er geht nach dem Frühstück aus und erscheint erst zum Diner wieder; zuweilen fährt er mit mir in die Oper, aber gewöhnlich bringt er seine Abende außer dem Hause zu, und in meinem Zimmer, das an das seinige stößt, höre ich ihn oft sehr spät nach Hause kommen.«

»Wie lange führt er diese Lebensweise?«

»Seit dem Tage nach unserer Hochzeit. Er stellte mich den Damen seiner Bekanntschaft vor und begleitete mich ein paarmal in Abendgesellschaften; dann sagte er: »Jetzt, liebe Aurelie, können Sie allein gehen; — und seitdem gehe ich wirklich immer allein.«

»Warst Du anfangs nicht bekümmert darüber?«

»O ja, Tante . . . Ich hatte geglaubt, ich würde so mit ihm leben, wie meine Eltern immer mit einander gelebt haben.«

»Du hattest nicht bedacht, daß deine Eltern nach guter bürgerlicher Sitte mit einander leben. Jeder Stand hat seine Gewohnheiten.«

»Das dachte ich auch; um mich daher in den Augen meines Mannes nicht lächerlich zu machen, fügte ich mich willig in diese ungewohnte Lebensweise, die so weit entfernt ist von dem geträumten Glück.«

»Ach! ja, man träumt oft sehr süß! Leider entspricht das Erwachen den schönen Träumen nicht . . . Aber wunderten sich deine Eltern nicht über die häufige Abwesenheit deines Mannes?«

»Meine Mutter sagte: Es muß wohl zum guten Ton gehören, so zu leben.«

»Sehr richtig geurtheilt . . . Und mein armer Bruder wiederholte natürlich mit einem Stoßseufzer: Nun ja, Mimi, wenn's zum guten Ton gehört, müssen wir's so gehen lassen; wenn nur Aurelchen glücklich ist! . . . Du hast also deine Freiheit benützt?«

»Anfangs verlebte ich viele Abende in einsamer Trauer über meine erste Täuschung; dann ließ ich mich von meiner Mutter und dem Grafen bereden, in Gesellschaften zu gehen. Als ich meine anfangs außerordentliche Schüchternheit überwunden hatte, fand ich Gefallen an den Lustbarkeiten und Zerstreuungen!, die mir in Menge geboten wurden; es war ein Mittel mich zu betäuben, aber . . .«

»Es war immerhin besser, als deine einsam vertrauerten Abende . . . zumal da es Dir an Verehrern gewiß nicht gefehlt hat. Um eine schöne junge Gräfin versammelt sich bald ein Schwarm galanter Cavaliere.«

»O Tante . . .«

»Du kennst mich, liebes Kind; ich habe keineswegs die

Absicht, deiner Eitelkeit zu schmeicheln. Ich mache es wie ein Arzt, ich ermittle die Symptome und stelle die Thatsachen fest. Wenn es möglich wäre, Dich augenblicklich so häßlich zu machen, wie ich bin, so würde ich's gewiß thun, ich würde Dir dadurch beweisen, daß ich's gut mit Dir meine. Du verstehst mich; also weiter . . . Es gefiel Dir mit jedem Tage mehr in der eleganten Welt; Du warst der Gegenstand vielfältiger Huldigungen, wie es bei einer jungen reizenden Frau, die überall ohne ihren Mann erscheint, nicht anders zu erwarten ist. Gesteh' es nur, diese Huldigungen gefielen Dir.«

»Ja, Tante.«

»Und Du wurdest nach und nach cokett, aber in allen Ehren; es machte Dir Vergnügen, den vornehmen, eleganten Herren zu gefallen. Dies ist meine Ueberzeugung, und ich täusche mich gewiß nicht.«

Bei diesen Worten sah die Tante Prudentia ihre Nichte mit einem scharfen, durchdringenden Blicke an. Aurelie ertrug diesen Blick mit der Ruhe eines reinen Gewissens und erwiederte mit Bitterkeit:

»Ach! Tante, wenn ich mir nur das Mindeste vorzuwerfen hätte, würde ich dann über das Benehmen meines Mannes so tief entrüstet seyn? Nein, nein, diese Huldigungen, diese Coketterien unterhalten, betäuben mich, und zumal . . .«

»Nur weiter, mein Kind. Warum stockst Du? Verhehle mir nichts.«

»Ach! Tante, Sie sagten mir vormals: Du wirst in dem Gesellschaftskreise deines Mannes immer nur eine Fremde, ein ausgebetener Gast seyn —«

»Es ist ganz natürlich; die vornehmen Damen, die

Dich um deine Schönheit beneiden, sehen Dich über die Achsel an.«

»Und ich räche mich durch Cokettiren mit den Männern, welche galant gegen sie sind. Es ist eine traurige Rache, Tante; denn sobald diese glänzenden Festlichkeiten vorüber sind, verfliegt der Rausch; oft werde ich sehr traurig in meiner Einsamkeit . . . Was wird es erst jetzt seyn, nachdem mir dieser Unglücksbrief die Augen geöffnet hat und mir beweist, daß mein Gemal mich nie geliebt hat! Nein, nein, die Freiheit, die er mir läßt, ist ein Beweis seiner Gleichgiltigkeit! Er verschmäht mich!« — Die junge Gräfin richtete sich stolz auf und die Glut des Zornes röthete ihre Wangen. »Verschmäht! . . . Dieser Schimpf widerfährt mir jetzt zum ersten Male!«

»Aurelie, nimm Dich in Acht!« warnte die Tante Prudentia. »Dieser beleidigte Stolz ist gefährlich; er kann zu Rachegedanken führen, und eine getäuschte Frau, die an ihrem Gatten das Vergeltungsrecht übt, entehrt sich.«

»Beruhigen Sie sich, Tante; zu diesen Frauen gehöre ich nicht, werde ich nie gehören.«

»Ich glaube Dir, ich setze in deine Aufrichtigkeit nicht den geringsten Zweifel. Jetzt höre meinen Rath: wirf den anonymen Brief ins Feuer, betrachte die Anzeige, die er enthält, als eine Verleumdung, und hauptsächlich hüte Dich wohl zu der angegebenen Stunde dich von der Wirklichkeit des fraglichen Stelldichein überzeugen zu wollen. Laß geschehen was Du nicht ändern kannst, mach' die Augen zu, genieße in allen Ehren das frivole, schimmernde Leben, in welches Du einmal versetzt bist, und Du wirst deinen Kummer bald vergessen.«

»Ich sollte mir eine so erniedrigende Schmach gefallen

lassen!« erwiederte die Gräfin höchst erstaunt. »Wie! Tante, Sie, Sie rathen mir diese Selbstverläugnung?«

»Es bleibt Dir nichts Anderes übrig. Was willst, was kannst Du thun?«

»Was weiß ich? . . .«

»Du weißt es freilich nicht. Es ist aber ganz einfach. Deine Würde, deine Ehrenhaftigkeit verbietet Dir, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Befolge daher meinen Rath, und trage das Unvermeidliche mit Würde.«

»Ich soll täglich den Anblick des Mannes ertragen, der mich betrügt, der meine Liebe verschmäht und meiner spottet, wenn er bei seiner Geliebten ist! Sie muß wohl sehr schön seyn! . . .«

»Mäßige Dich, mein Kind, wir wollen ein vernünftiges Wort reden. Du willst Dich nicht rächen, Du kannst Dich in das Unabänderliche nicht fügen; was wirst Du thun?«

»Ich lasse mich scheiden.«

»Wenn dein Mann einwilligt.«

»Er muß!«

»Er wird nicht einwilligen, sage ich Dir . . . so lange als . . .«

Die Tante Prudentia hielt inne, sie dachte: »Ich kann ihr doch nicht sagen, daß er sie um ihres Vermögens willen, das er wahrscheinlich vergeudet, zur Frau genommen hat. Das wäre ein zu harter Schlag für die arme Aurelie; ich würde sie aufs höchste erbittern und sie vielleicht zu Schritten verleiten, deren Folgen mich erschrecken. Sie war so schön!«

»Weiter, Tante,« sagte Aurelie.

»Ich sage Dir, dein Mann wird in die Scheidung nicht willigen, so lange es ihm aus irgend einem Grunde gefällt, bei Dir zu leben. Du liebst doch deine Eltern?«

»Ich wollte ihnen keinen Kummer machen, und deshalb habe ich mein trauriges Geheimniß Ihnen anvertraut, Tante!«

»Bedenke doch, wie sich deine Eltern kränken würden, wenn Du Dich nach einem Jahre schon von dem Grafen scheiden lassen wolltest! Bedenke, wie die Frauen, die Dich beneiden, frohlocken würden! »Das kleine einfältige Ding hat sich in unsere Gesellschaft gedrängt,« werden die vornehmen Damen sagen; »trotz ihrer hübschen Larve ist sie ihrem Gemal unerträglich geworden; er ist ihr untreu geworden und schickt sie ihren Eltern wieder zu. Dort mag sie bleiben, wir werden ihr in unsern Salons keinen Zutritt mehr gestatten!«

»O ja,« erwiederte Aurelie mit Ingrimm; »sie sind neidisch und boshaft genug, um das zu sagen!«

»Denke Dir ihre Schadenfreude, wenn es wirklich zur Scheidung käme! Sie werden Dir die Thür vor der Nase zuschlagen, um sich einer Nebenbuhlerin zu entledigen, die sie in den Schatten stellte. Unter den Bekannten deiner Eltern, bei Huguet, Richardet, Chamousset wird ein anderes Lied angestimmt werden; da wird es heißen: »Aha! Fräulein Jouffroy hat die Hoffärtige gespielt! sie wollte sehen, wie sich's als Gräfin leben läßt! Jetzt sitzt sie da! die Gesellschaft, in welche sie sich eingeschlichen hat, kehrt ihr jetzt den Rücken zu. Ha, ha, ha! es geschieht ihr recht, der stolzen Gräfin! Sie mag sich jetzt nur einfallen lassen, in unsere Gesellschaft zu kommen!«

»O, das ist entsetzlich, abscheulich!« erwiederte Aurelie mit Thränen des Zornes. »Auf einer Seite mit Hohn zurückgewiesen, auf der andern verspottet! O mein Gott!«

»Ja wohl, auf der einen Seite zurückgewiesen, auf

der andern verspottet. Das würde Dir bevorstehen, wenn Du eine traurige Entdeckung, die geheim gehalten werden muß, der Oeffentlichkeit übergeben wolltest. Befolge daher meinen Rath, lebe in der bisherigen Weise fort und verdiene die Achtung aller rechtschaffenen Leute. Fasse Muth, mein Kind! Ich hätte Dir wohl eine andere Partie gewünscht, aber die Sache ist nicht mehr zu ändern. Suche daher deine Lage so gut als möglich zu benutzen. Sey klug und bewahre deine Würde. Du siehst deinen Gemal wenig; es wird Dir daher ein Leichtes seyn, deinen ersten Unwillen zu mäßigen; mit der Zeit und in den Zerstreuungen wirst Du deinen Kummer vergessen. Ich beschwöre Dich, mein Kind, befolge meinen Rath; er ist gut, ich kann Dir keinen andern geben.«

»Ja, Sie haben Recht,« erwiederte Aurelie. »Ich danke Ihnen, liebe Tante . . . Ach! hätte ich doch Ihren Rath immer befolgt!«

»Laß es gut seyn, Aurelie. Alle Seufzer, die man in die Vergangenheit zurückschickt, nützen nichts; es handelt sich um einen festen Entschluß, um sich mit der Gegenwart abzufinden . . . Hast Du einen solchen Entschluß gefaßt?«

»Ja, Tante.«

»Gib mir einen Kuß darauf, mein Kind! . . . Du hast mir nun bereits ein Geheimniß anvertraut, ich bitte Dich daher, komm sogleich zu mir, wenn Dir künftig wieder etwas Unangenehmes begegnet. Nur keine Uebereilung! Zu deinem Herzen habe ich volles Vertrauen, aber dein Kopf kann Dir leicht einen bösen Streich spielen.«

»Ich will zu Ihnen kommen, Tante, so oft ich Ihres Rathes bedarf,« antwortete Aurelie Abschied nehmend; »ich verspreche es Ihnen.«

Sie entfernte sich, ohne Marianne wieder zu sehen, denn sie war noch zu tief ergriffen, und wollte ihrer Schwester keine Angst machen.

VIII.

Die Gräfin von Villetaneuse hatte ihrer Tante versprochen, die Untreue ihres Gemals unbeachtet zu lassen und diese Schmach mit ruhiger Würde zu ertragen. Die Neugier trieb sie indeß, sich von der Wirklichkeit der in dem anonymen Briefe enthaltenen Angaben zu überzeugen.

»Es ist vielleicht Alles erlogen,« dachte Aurelie. »Wie würde ich mich freuen, wenn dem so wäre! Auf jeden Fall aber befolge ich den Rath meiner Tante.«

Aurelie hatte in ihrer Hast nicht gewartet, bis ihr Wagen bereit war: sie war im Fiaker zu der Tante Prudentia gefahren. Sie gab dem wartenden Kutscher Befehl sie in die Rue-Cendrier zu führen und in dem Seitengäßchen zu halten; dann ließ sie die Jalousien nieder, und der Fiaker fuhr davon.

Der Weg ist nicht weit; der Wagen fuhr bald in die ziemlich öde, von hohen Gartenmauern umgebene Gasse, und hielt in dem bezeichneten Seitengäßchen still. Diesem gegenüber stand ein altes Haus, über dessen niedriger Thür Nr. 7 stand. Im zweiten Stocke waren die Sommerläden geschlossen.

Nach einer Viertelstunde sah Aurelie den Grafen Heinrich von Villetaneuse, der sorglos seine Cigarre rauchte und vor dem Hause Nr. 7 still stand. Er bemerkte den in der Nähe haltenden Fiaker, und schien einen Augenblick unschlüssig zu seyn; aber er mochte wohl denken, es sey der

Wagen der Person, die wahrscheinlich früher als er erschienen sey, und klopfte. Die Thür ging auf und wurde hinter ihm wieder geschlossen.

Aurelie konnte an der Untreue ihres Mannes nicht mehr zweifeln. Sie mußte auf diese Entdeckung gefaßt seyn, aber was sie in diesem Augenblicke litt, war schrecklich, hundertmal schrecklicher als der Schmerz, den ihr der Brief verursacht hatte. Sie hatte sich kaum von ihrem Schrecken erholt, so hörte sie in der Entfernung einen Wagen, der anfangs rasch aber nach und nach langsamer fuhr, als er dem Hause Nr. 7 näher kam. Die Gräfin sah einen Fiaker mit herabgelassenen Jalousien vor dem Hause halten. Der Kutscher sprang vom Bocke, öffnete die Wagenthür, und eine kleine Frau mit einem orangegelben Shawl hüpfte aus dem Fiaker. Sie klopfte an die Hausthür und sah sich dann nach dem Kutscher um, dem sie einige Worte sagte.

Die junge Gräfin erkannte zu ihrem größten Erstaunen Madame Bayeul, die impertinent blonde kleine Cokette, die bei dem ersten Zusammentreffen Aureliens mit dem Grafen den eifersüchtigen Groll des bethörten Mädchens in so hohem Grade erregt hatte.

Dieser neue Schlag war vielleicht für Aurelie noch schmerzlicher als der vorige. Bald nach dieser peinlichen Entdeckung fuhr sie nach Hause

IX.

Vater Laurencin erkundigte sich sogleich nach der Wohnung Katharinens, die er so unerwartet bei der Tante Prudentia gesehen hatte. Nach mehren fruchtlosen Versuchen fand er Katharina noch an demselben Tage, kurz vor Einbruch der Nacht.

Die schlaue habsüchtige Buhlerin, die länger als fünfzehn Jahre in dem üppigsten Luxus gelebt hatte, die gewohnt gewesen war, ihre geringsten Launen befriedigt zu sehen, wohnte in einem kalten, düstern Dachstübchen, welches kaum die allernothwendigsten Einrichtungsstücke enthielt. Ein eisernes Bett mit dünner Matratze, ein Tisch, ein Stuhl, eine Commode, einige sehr einfache Hausgeräthe — das war Alles.

Katharina saß unter dem schmalen Dachfenster und flickte Strümpfe, als der alte Goldarbeiter eintrat. Vater Laurencin, der sie früher in sehr glänzenden Verhältnissen gesehen hatte, ward gerührt durch diesen grellen Contrast zwischen Gegenwart und Vergangenheit, aber er bekämpfte dieses Mitleid und dachte nur an die üblen Folgen, welche die Anwesenheit Katharinens in diesem Hause für ihren Sohn haben konnte.

Katharina stand auf, als der alte Mann an der Thür erschien.

»Gott sey gelobt!« sagte er; »Sie sind zu Grunde gerichtet . . . Es gibt eine Gerechtigkeit im Himmel! Den Reichthum, den Sie mit Ihrer Schande erkauft, haben Sie verloren.«

Katharina gab anfangs keine Antwort; sie schien mit sich selbst zu kämpfen; aber nach einer kleinen Weile erwiederte sie:

»Ich sollte Ihnen diesen Glauben lassen, es wäre noch verdienstlicher von mir; aber Sie werden vielleicht nachsichtig gegen mich seyn, wenn Sie die Wahrheit erfahren . . . Nein, ich bin nicht ruinirt.«

»Warum wohnen Sie denn in dieser elenden Dachstube? warum verrichten Sie in andern Wohnungen die niedrigsten Dienste? warum verdingen Sie sich als Krankenwärterin?«

»Ich verdinge mich als Krankenwärterin, ich flicke Strümpfe, ich verrichte die niedrigsten Arbeiten, um mein Brot ehrlich zu verdienen. Ich wohne in dieser Dachstube, weil mein Sohn in diesem Hause wohnt.«

»Sie hoffen also . . . Sie wagen es . . .«

»Fürchten Sie nichts; Sie wissen um mein Geheimniß; ich werde nie die Gelegenheit mißbrauchen, meinen Sohn zu sehen . . . Ach! wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das Bewußtseyn macht, mit ihm in einem Hause zu wohnen, in seiner Nähe zu seyn! . . . Glauben Sie mir, Herr Laurencin, diese elende Dachstube würde ich jetzt nicht gegen einen Palast vertauschen.«

»Sagen Sie wirklich die Wahrheit?«

»Warum sollte ich lügen?«

»Wenn ich Ihnen glauben könnte! . . . Wie! es hinge von Ihnen ab, wie vormals in Luxus und sinnlichen Genüssen zu leben, und Sie wären durch die Mutterliebe so verändert, so ganz umgeschaffen, daß Sie es vorziehen, in ehrenhafter Armuth und Thätigkeit zu leben, um sich zu . . . Nein, nein, das ist unmöglich! An ein

solches Opfer, an einen so edlen, muthigen Entschluß kann ich nicht glauben. Sie sind ruinirt, und Ihre Armuth zwingt Sie zu diesem elenden Leben; aber Sie wollen sich das Ansehen geben, Sie hätten sich freiwillig diesen Entbehrungen unterworfen! Sie irren sich, wenn Sie mich durch Ihre Arglist zu täuschen glauben!«

Katharine lächelte wehmüthig, ging an ihre Commode und nahm ein großes Portefeuille heraus, das sie dem alten Goldarbeiter überreichte.

»Hier, Herr Laurencin,« sagte sie, »überzeugen Sie sich selbst.«

»Was sehe ich!« sagte der alte Mann höchst erstaunt. »Banknoten, Staatspapiere, Rentenscheine! . . .«

»Es sind mehr als dreihunderttausend Francs,« antwortete Katharine; »zählen Sie, wenn Sie mir nicht glauben wollen.«

»Ist es möglich! Nein, sie lügt nicht, sie ist noch reich . . . Aber welchen Gebrauch wollen Sie von diesen beträchtlichen Summen machen?«

»Den Gebrauch, den ich seit drei Monaten davon mache.«

»Was meinen Sie?«

»Sie sind erst diesen Morgen von Ihrer Reise zurückgekommen, aber vielleicht haben Sie schon von einem unbekannten Wohlthäter gehört, der . . . oft . . .«

»Der oft den Nothleidenden, deren es in der Cour-des-Coches so viele gibt, zu Hilfe kommt? Ja, das haben wir von der Pförtnerin gehört. Aber Niemand hat bis jetzt entdeckt, wer dieser geheimnißvolle gute Genius ist . . .«

»Dieses Geheimniß kann ich Ihnen anvertrauen, wenn Sie mir versprechen, es treu zu bewahren.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»So hören Sie: dieser geheimnißvolle Wohlthäter... bin ich...«

»Sie!«

»Ja, Herr Laurencin.«

»Ist es möglich!... Sie sind es!«

»Das Vermögen, das ich in Papieren besitze, macht es mir sehr leicht, vielen Nothleidenden zu helfen. Meine Anwesenheit in diesem Hause wird es Ihnen erklärlich machen, wie der geheimnißvolle Wohlthäter von den Verhältnissen der armen Leute in der Cour-des-Coches so genaue Kenntniß haben kann... Glauben Sie jetzt noch, daß ich lüge?«

»Mein Gott! wie können Sie jetzt noch so fragen!« erwiederte der alte Goldarbeiter tiefgerührt. »Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich solchen Verdacht gehegt.«

»Dieser Verdacht ist durch mein früheres Leben gerechtfertigt... Ich hatte anfangs den Vorsatz, das wenige Gute, das ich thue, vor Ihnen geheim zu halten; die Sühne meiner Vergangenheit wäre dann vollständiger gewesen... aber ich fürchtete — und ich täuschte mich darin nicht, — ich fürchtete, Sie würden in meinem freiwilligen Entschlusse, ehrlich mein Brot zu verdienen, nur ein Gebot der Nothwendigkeit sehen... Ich würde dann vielleicht Ihr Mitleid, aber nicht Ihre Achtung verdient haben... und Sie müssen mich achten, damit Sie mir erlauben, daß ich oft meinen Sohn sehe...«

»Mein Gott!« sagte der alte Mann, der sich von

seinem Erstaunen immer noch nicht erholen konnte, »welche Veränderung!«

»Sie wundern sich darüber?«

»Ich mag kaum glauben was ich sehe und höre.«

»O, ich sagte es Ihnen ja, ich war eine Mutter geworden, nachdem ich so lange kein Herz für mein Kind gehabt hatte! . . . An dem Tage, wo Sie mir das Armband brachten . . . Es ist das einzige Kleinod, das ich behalten habe. Sehen Sie, ich trage es noch.« — Sie schlug den Aermel ihres groben Gewandes auf, und zeigte den kostbaren Schmuck. — »Dieses Armband wird mich erst bei meinem Tode verlassen; ich besitze es seit dem Tage, wo ich meinen Sohn wieder sah. An jenem Tage sprach ich mit meinem Geschäftsagenten; wir rechneten mein Vermögen zusammen; er wunderte sich über meine unersättliche Habgier. — »Herr Bayeul,« sagte ich zu ihm, »ich sorge für die Zukunft; ich habe Frauenzimmer gekannt, die einst in Glanz und Ueberfluß lebten und endlich durch die Noth gezwungen wurden, als Krankenwärterinnen und durch andere niedrige Dienste ihr Brot zu verdienen; einem so schrecklichen Schicksal will ich entgehen.« — Ich sagte die Wahrheit; eine solche Lage schien mir damals entsetzlich . . . heute befinde ich mich aus eigenem Antriebe in dieser Lage, und ich bin glücklich, ich bin stolz, daß ich diesen Entschluß gefaßt habe; denn jetzt,« setzte Katharina mit Thränen hinzu, »jetzt achten Sie mich, guter Vater Laurencin; jetzt werden Sie es nicht mehr gefährlich finden, wenn ich mit meinem Sohne in einem Hause wohne.«

»Es ist wahr, Alles kann gesühnt, Alles verziehen werden!« erwiederte der alte Goldarbeiter, der sich der

Thränen nicht erwehren konnte. »Katharina, Sie sind eine gute Mutter . . . ich schätze, ich bewundere Sie!«

Vater Laurencin wollte sie in seine Arme schließen; aber Katharina fiel ihm zu Füßen, faßte seine Hände und benetzte sie mit Thränen.

»Nein, nein, kommen Sie in meine Arme, an mein Herz!« sagte der Greis, und zog sie mit Vaterzärtlichkeit an seine Brust.

X.

Ein langes Stillschweigen folgte der Aussöhnung Katharinens mit dem Vater Laurencin; Beide waren zu tief ergriffen, um reden zu können. Katharina brach zuerst das Stillschweigen und sagte:

»Guter Vater! . . . nicht wahr, ich darf Sie so nennen?«

»Ja, ja, denn mein Sohn würde Ihnen gewiß verziehen haben, wie ich Ihnen verzeihe, wenn er Zeuge Ihrer Reue, Ihrer Mutterliebe wäre.«

»Dank! tausend Dank!« antwortete Katharina, indem sie dem Greise wieder die Hände küßte. »Ich will Ihnen mit wenigen Worten erzählen, wie ich in dieses Haus gekommen bin, und was ich von Ihrer Güte noch erwarte, wenn mein Wunsch ausführbar ist.«

»Reden Sie.«

»Am Tage nach der Vermälung des Grafen von Villetaneuse verließ ich meine Wohnung. Alle seine Nachforschungen blieben fruchtlos, er verlor meine Spur; Sie wissen, daß ich mich in einer entfernten Vorstadt einmiethete; Sie erlaubten mir von Zeit zu Zeit, bei Herrn Roussel meinen

Sohn zu sehen. Ich gestehe Ihnen, daß mir diese seltenen Zusammenkünfte nicht genügten. Ich erfuhr Ihre und Michels Abreise nach England. Ich machte Alles, was ich besaß, zu Gelde. Seitdem ich mir meiner Mutterwürde bewußt war, hielt ich es für entehrend, die schmachvoll erworbenen Summen für mich zu verwenden; ich faßte den Entschluß, mein Brot ehrlich zu verdienen und mich meinem Sohne zu nähern. Ich benutzte Ihre Abwesenheit und miethete diese Dachstube. Die Cour-des-Coches wird fast ausschließlich von armen Handwerkern bewohnt; ich konnte hier Gelegenheit finden, den Nothleidenden zu helfen, ohne mich als Wohlthäterin zu erkennen zu geben, und mir zugleich durch Dienstleistungen meinen Unterhalt zu verschaffen; denn ich hielt es für eine Ehrensache, die Interessen meines Capitals nicht für meine persönlichen Bedürfnisse zu verwenden.«

»Das war schön, das war brav! Sie sind ein treffliches Weib!«

»Meine Wünsche gingen in Erfüllung, ich fand hier im Hause bald einen hinlänglichen Erwerb. Der Zufall erlaubte mir, dem Fräulein Marianne einen Dienst zu erweisen, und seitdem wurde ich Aufwärterin bei der Tante. Ich habe von dem unverdienten Elend vieler unserer Nachbarn genaue Kenntniß; ich schickte ihnen entweder in einem Briefe eine Anweisung zu, oder ließ ihnen Geld und andere Gegenstände durch einen Commissionär aus einer entfernten Vorstadt zustellen. Dieser Bote konnte mein Geheimniß nicht verrathen, da er mich nie wieder sah. Ich erwartete mit Sehnsucht Ihre und Michels Rückkehr; denn ich hoffte, Sie würden mir verzeihen, daß ich dieses Mittel angewandt habe, um mich meinem Sohne zu nähern, und daß ich vielleicht . . . Doch das darf ich nicht hoffen . . .«

»Reden Sie, Katharina.«

»Ich hoffte, daß ich hier oft Gelegenheit finden würde, meinen Sohn zu sprechen; aber . . .«

»Es fällt mir ein: er hat mich schon mehrmals gefragt, wie es zugehe, daß Sie aus einer eleganten Dame eine Aufwärterin geworden sind.«

»Wir sagen ihm, ohne uns einer Unwahrheit schuldig zu machen, ich sey in Folge eines wichtigen Ereignisses arm geworden. Aber ich will Ihnen einen Plan mittheilen, dessen Ausführung meinen theuersten Wunsch erfüllen würde.«

»Lassen Sie hören.«

»Sie werden mich für selbstsüchtig halten. Es ist für mich schon ein großes Glück, meinem Sohne oft zu begegnen, zuweilen mit ihm zu sprechen; aber ich bin unersättlich!«

»Theilen Sie mir Ihren Plan mit.«

»Brauchen Sie keine Arbeiterinnen bei Ihrem Goldarbeitergeschäft?«

»Ja wohl, meistens zum Poliren.«

Katharina erwiederte mit etwas unsicherer Stimme, welche ihre ängstliche Spannung verrieth:

»Ist diese Arbeit sehr schwer zu lernen?«

»Ich errathe Ihre Gedanken.«

»Und Sie zürnen mir nicht?«

»Im Gegentheil, Ihr Muttergefühl rührt mich.«

»Guter Vater!« sagte Katharina mit Innigkeit, und küßte dem alten Manne die Hände. »Wie glücklich würden Sie mich machen! Von Herrn Sauval als Arbeiterin angenommen zu werden, mit Ihnen und meinem Sohne zu arbeiten, den ganzen Tag bei ihm zu seyn . . . den ganzen Tag! Das wäre zu viel Glück für mich, das wage ich kaum zu hoffen! . . .«

»Hoffen Sie, Katharina, ich glaube Ihren Wunsch erfüllen zu können; ich will noch heute mit Herrn Sauval reden.«

»O, wie gut sind Sie! . . . Dank, tausend Dank! . . . Sie werden sehen, ich werde fleißig und aufmerksam seyn; meine Lehrzeit wird nicht lange dauern. Ich will mich Tag und Nacht üben, wenn es seyn muß, um an der Seite meines Sohnes arbeiten zu können! Bedenken Sie, daß man Wunder thun könnte, wenn man einen solchen Zweck vor Augen hat! . . . Mehr habe ich nicht zu wünschen,« setzte Katharina mit einem tiefen Seufzer hinzu; »denn Michel darf ja nie wissen, daß ich seine Mutter bin! . . .«

»Leider!«

»Wie sollte ich ihm auch das Geheimniß erklären, das mich bis zu dem Tage der Entdeckung umgeben würde? Ich müßte lügen . . . meinen Sohn belügen; und das wäre mir eben so unmöglich, als ihm zu sagen: »Ich habe Dich in deiner zarten Kindheit verlassen, um mich der Schande hinzugeben!«

»Es ist nur zu wahr, Sie würden keine andere Wahl haben.«

»Nein, nein, ich will muthig mein Geschick ertragen; es übertrifft ja meine kühnsten Wünsche, wenn ich das Glück habe, von Herrn Sauval angenommen zu werden.«

»Das wird keine Schwierigkeiten haben; Herr Sauval beschäftigt außer dem Hause einige Arbeiterinnen mit dem Poliren der Gold- und Silbersachen; ich werde ihm alles Gute erzählen, was ich von Ihnen weiß; er soll erfahren, daß Sie die Wohlthäterin so vieler Nothleidenden sind . . .«

»Guter Vater, lassen Sie das Geheimniß unter uns

bleiben, wenn es nicht nothwendig ist, Herrn Sauval davon zu unterrichten, um die Bedenklichkeiten, die er etwa hegt, zu beseitigen.«

»Das wird wohl nicht nothwendig seyn; der Dienst, den Sie seiner Cousine erwiesen haben, Ihre Reue, Ihr lobenswerthes Benehmen in diesem Hause würde hinreichen, ihn für Sie zu interessiren, wenn er auch nur glaubte, daß Sie Ihr Vermögen verloren haben.«

»In diesem Falle bitte ich Sie inständigst, bewahren Sie das Geheimniß. Es wäre mir ein süßer Trost, Sie allein in dem Besitz desselben zu wissen. Ich habe es Ihnen anvertraut, weil ich dadurch Ihre Achtung zu verdienen und ein Mittel zu finden hoffte, mich meinem Sohne zu nähern; aber einer andern Person dieses Geständniß ohne die dringendste Nothwendigkeit zu machen, würde ich für Prahlerei halten.«

»Sie geben dadurch einen Beweis Ihres Zartgefühls, Katharina. Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Das Geheimniß soll unter uns bleiben. Ich zweifle trotzdem nicht im mindesten, daß Herr Sauval Sie als Arbeiterin annehmen wird.«

»O Gott, welch ein Glück! ich kann kaum daran glauben . . .«

Aber plötzlich verfinsterte sich das Gesicht des Alten und er setzte hinzu:

»Ach! die unheilvolle Vergangenheit! . . . Ich glaubte, Sie würden die Arbeit in unserer Werkstatt lernen können; unter meiner Anweisung würden Sie es in Ihrem neuen Geschäft bald zur Fertigkeit gebracht haben . . .«

»Ich bitte Sie, erklären Sie sich! Was steht der Aus-

führung dieses Planes im Wege? In wie fern ist meine Vergangenheit ein Hinderniß?«

»Herr Sauval hat seine Kunden unter den höheren Ständen; Sie könnten Manchen derselben vielleicht bekannt seyn; man könnte Sie auf der Promenade, im Theater gesehen haben. Wenn Sie erkannt würden . . . und in Michels Gegenwart . . .«

»O, genug! das wäre schrecklich!« unterbrach ihn Katharina mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes. »Ja, Sie haben Recht ... die unheilvolle Vergangenheit! Mein Traum war zu schön . . . ich muß entsagen lernen!«

»Arme Katharina!« erwiederte der Greis gerührt und betrachtete die Trostlose mit inniger Theilnahme. — Plötzlich besann er sich und setzte hinzu: »Doch mir fällt etwas ein . . . es wäre vielleicht noch möglich zu machen . . .«

»O, reden Sie!« sagte Katharina, freudig überrascht. »Sagen Sie, wie wäre es möglich zu machen?«

»Es ist wahr,« erwiederte Vater Laurencin, über seinen Plan nachsinnend, »Sie könnten in dem Zimmer arbeiten, das ich mit Michel bewohne. In dieses Zimmer kommt kein Fremder, und Sie dürften nicht fürchten erkannt zu werden.«

»Sie sind mein Retter, lieber Vater Laurencin!« erwiederte Katharina voll Freude. »Ich werde freilich nicht an Michels Seite arbeiten, aber ich werde doch in seiner Nähe seyn. Ueberdies will ich auch alle Mittel anwenden, um mich noch mehr unkenntlich zu machen, als ich in diesen Kleidern schon bin. Sie werden sehen: ich werde große Augengläser tragen, wie Fräulein Prudentia; ich will meine Haare abschneiden und eine graue Perrücke tragen... und die Runzeln werden bald mein Gesicht ganz verändern.

Dann darf ich nicht mehr fürchten, von denen, die mich vormals in glänzendem Putz gesehen, erkannt zu werden.«

»Katharina,« erwiederte Vater Laurencin tief gerührt, »jetzt sehe ich, daß Sie es aufrichtig meinen; ich müßte an Ihre Bekehrung glauben, wenn ich auch bis jetzt daran gezweifelt hätte . . . Diese Entäußerung der Schönheit, die Ihnen so verderblich gewesen ist . . .«

»Ach, was liegt mir jetzt an meiner Schönheit! Ist nicht mein Sohn schön wie ein Engel!« unterbrach ihn Katharina in ihrer mütterlichen Begeisterung. — »Es ist also mehr als eine Hoffnung, nicht wahr, lieber Vater Laurencin? Es ist gewiß, daß mich Herr Sauval annehmen wird . . . daß Sie mein Lehrmeister seyn wollen?«

»Ja, ich bürge für die Einwilligung meines Herrn. Mit den verabredeten Vorsichtsmaßregeln wird es angehen. Fassen Sie Muth, Katharina. Sie können jetzt meiner Achtung, meiner innigen Zuneigung gewiß seyn. Ich will Ihnen nun einen Vorschlag machen. Es ist schon lange her, daß Sie Michel nicht gesprochen haben?«

»O ja, sehr lange.«

»Gedulden Sie sich bis übermorgen, Sonntag. Bis dahin will ich mit Herrn Sauval reden. Wenn er, wie ich nicht bezweifle, Ihren Antrag annimmt, so gehen wir mit Michel aufs Land, und auf diesem Spazirgange sagen wir ihm, daß Sie künftig mit uns arbeiten werden.«

»O Dank, tausend Dank! Einen ganzen Tag und noch viele Tage bei meinem Kinde zu seyn und immer bei ihm zu bleiben . . . welche Freude! Ich könnte den Verstand darüber verlieren!«

»Sobald Sie das Poliren gelernt haben, können Sie leicht vierzig bis fünfzig Sous täglich verdienen; bis dahin

werde ich Ihre Bedürfnisse bestreiten, denn Sie müssen Ihren bisherigen Erwerb aufgeben. Ich habe mir etwas erspart, und Sie werden Ihr neues Geschäft unter meiner Anleitung bald lernen.«

»Guter Vater Laurencin, Sie sollen sich um meinetwillen nichts entziehen.«

»Ich entziehe mir nichts, und wenn es seyn müßte, würde ich mir lieber etwas versagen, als zugeben, daß Sie von der Summe, welche Sie zu so wohlthätigen Zwecken verwenden, einen Groschen zu Ihrem persönlichen Gebrauche ausgeben.«

»Ich verstehe Sie und bin Ihnen doppelt dankbar.«

»Der Tag neigt sich,« sagte Vater Laurencin; »Fräulein Prudentia wird Sie erwarten . . . Am Sonntag sehen wir uns wieder . . . Wie sonderbar sind doch oft die Fügungen des Schicksals! Wenn ich mir denke, daß der Bruder des Fräuleins Ihr Vater war! . . . daß Sie eben so gut ihre Nichte sind, wie Fräulein Marianne und die Gräfin von Villetaneuse! Die Familie Jouffroy würde sich dieser Verwandtschaft jetzt wenigstens nicht mehr zu schämen haben, wenn sie darum wüßte . . . Adieu, Katharina, adieu! Ich verlasse Sie mit zufriedenem Herzen.«

»Guter Vater,« sagte Katharina, »erlauben Sie, daß ich Ihnen den Arm gebe; die Treppe, die vom vierten Stock hier herauf führt, ist sehr steil und dunkel.«

»Gut, führen Sie mich, denn ich sehe nicht recht gut mehr,« antwortete der Alte.

Er stützte sich auf Katharinens Arm und stieg die elende Treppe hinab, die statt des Geländers ein Seil hatte. Katharina begleitete den Vater Laurencin der Vorsicht wegen

bis in den dritten Stock hinunter, dann nahm sie Abschied von ihm und ging wieder hinauf.

Im vierten Stocke begegnete ihr ein Mann von mittleren Jahren; er kam aus der Wohnung des alten Rentier Corbin, der zuweilen von verdächtig aussehenden Leuten besucht werden sollte. Diese Bezeichnung konnte auf den Mann, den Katharina hier fand, füglich eine Anwendung finden: er war mit seinem welken, verstörten Gesicht, mit seinen abgetragenen Kleidern, seinem eingedrückten, fettigen Hute mehr abstoßend als anziehend. Der Mann sah Katharina im Vorübergehen scharf an, und sah sich noch einmal nach ihr um; aber er zuckte die Achseln, als ob er einen lächerlichen Irrthum zurückweisen wollte, und ging die Treppe hinunter. Katharina erschrak, als sie den Mann erblickte.

»Großer Gott! das ist Mauléon!« lispelte sie erblassend. »Ich habe ihn einst zu Grunde gerichtet und dann erbarmungslos verlassen! . . . Er kommt aus der Wohnung des verdächtigen alten Mannes, von dem das Gerücht so viel Schlimmes sagt . . . O Himmel! wenn mich Mauléon erkannt hätte! das wäre schrecklich!«

Sie mußte sich an dem Treppengeländer halten, um nicht niederzusinken; sie vermochte keinen Schritt weiter zu gehen.

»Mauléon haßt mich,« setzte Katharina in ihrem Selbstgespräch hinzu. »Ich bin die Ursache seines Elends . . . Welche Erinnerungen! Vater Laurencin hat Recht: unheilvolle Vergangenheit!«

Katharina wurde in ihren traurigen Gedanken plötzlich durch einen großen Lärm gestört; sie hörte die schnel-

len Schritte mehrer Personen, welche die Treppe herauf kamen und riefen:

»Halt! halt!«

Katharina, durch diesen Ruf erschreckt, lehnte sich über das Geländer und sah zwei Stockwerke tiefer wie Mauléon von einigen Polizeiagenten eingeholt und ergriffen wurde. Mauléon suchte sich zu widersetzen und zu entfliehen, und Katharina, die bald von der Gruppe nichts mehr sehen konnte, hörte das Getümmel eines erbitterten Kampfes, mit Flüchen und Drohungen untermischt; dann wurde es ruhiger und Mauléon sagte athemlos:

»Gut, ich ergebe mich; aber keine rohe Behandlung! Mit welchem Rechte verhaften Sie mich?«

»Ich habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie,« antwortete ein Beamter, der zu seinen Agenten in den dritten Stock kam, wo dieser Auftritt stattfand. »Sie heißen Mauléon?«

»Nein.«

»Sie läugnen? Es wird schon ermittelt werden, ob Sie so heißen oder nicht.«

»Was legt man mir zur Last?«

»Einen nächtlichen Einbruch bei dem Goldschmied Sauval, der in diesem Hause wohnt.«

»Das ist falsch!«

»Sie läugnen Ihren Namen, und es ist natürlich, daß Sie auch die That läugnen, deren Sie dringend verdächtig sind; es wird sich Alles aufklären.«

»Ich sage Ihnen, daß ich nicht Mauléon heiße; es ist mir gar nicht eingefallen, eine Wohnung zu erbrechen; Sie halten mich für einen Andern.«

»Wir wissen wer Sie sind; Sie werden jetzt mit uns zu Herrn Corbin gehen, der in dem Verdachte der Mitschuld steht.«

»Den Mann kenne ich nicht.«

»Sie kommen ja aus seiner Wohnung!«

»Sie irren sich.«

»Sie fragten den Pförtner, ob Herr Corbin zu Hause sey, und gingen zu ihm hinauf.«

»Der Pförtner träumt.«

»O nein, er ist sehr wach. Sie müssen also mit uns zu Herrn Corbin gehen, um mit ihm confrontirt zu werden.«

»Das ist ganz unnütz; ich sage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne.«

»Davon wollen wir uns überzeugen. Fort also Widersetzen Sie sich nicht; Sie sehen, daß wir stark genug sind, um Sie nöthigen Falls zu zwingen.«

Katharina hörte dieses Gespräch mit Entsetzen an. Die Gruppe kam die Treppe herauf; Katharina floh in ihre Dachstube, verriegelte die Thür und sank fast ohnmächtig auf ihr Bett.

»O ich schaudere noch!« stammelte sie. »Diese Verhaftung konnte im Hofe stattfinden . . . Ich konnte zufällig dort seyn, mein Sohn auch . . . Mauléon hätte mich erkennen können, denn er hat mich zweimal scharf angesehen. Er konnte zu mir sagen: »Katharina von Morlac, Du hast mich zu Grunde gerichtet! mein Elend hat mich zum Diebstahle geführt . . . Das ist dein Werk, ehrlose Buhlerin!« — Ja, diese Schreckensworte hätte er in Gegenwart meines Sohnes zu mir sagen können! Mein Gott! erbarme Dich meiner! . . . O, die unheilvolle Vergangenheit!«

XI.

Als die Gräfin von Villetaneuse die Tante Prudentia verlassen hatte und wieder zu Hause war, erschienen die Tapezierer und Decorateurs, um die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten zu treffen, welche Abends stattfinden sollten. Die Wände des Vorgemachs verschwanden hinter den großen Spiegeln, welche die blühenden Sträuche und schimmernden Lichter bis ins Unendliche vervielfältigen sollten; die Salons wurden prächtig geschmückt, in den Ecken Blumen aufgestellt; kurz, im ganzen Erdgeschoß herrschte rastlose Thätigkeit.

Müller, der Kammerdiener und Mercur des Prinzen Carl Maximilian, war seit der plötzlichen Abreise Sr. Durchlaucht im Dienste des Grafen von Villetaneuse geblieben und bald dessen Vertrauter geworden; er hatte es im Interesse des Prinzen auch für nothwendig gehalten, sich bei der Kammerjungfer der Gräfin in Gunst zu setzen.

Müller und Jungfer Clara stellten in einem Salon des ersten Stockes die Spieltische zurecht. Die Zofe, eine muntere, sehr picante Brünette, sagte in einem angefangenen Gespräch fortfahrend:

»Der Prinz ist also plötzlich abgereist, ohne die Gräfin wieder zu sehen?«

»Ja, und Se. Durchlaucht hat mir den geheimen Auftrag gegeben, so zu sagen Tag für Tag über die Schwankungen des Barometers Bericht abzustatten.«

»Was meinst Du mit deinem Barometer?«

»Mein Kind, es handelt sich hier um den Barometer des Ehestandes. Während des Honigmonates steht das Quecksilber gemeiniglich auf »Schön Wetter«, dann fällt es gar oft . . .«

»Auf Veränderlich.«

»Dann auf Sturm, und ich glaube . . . ich habe sogar die Gewißheit, daß der Ehestandsbarometer in diesem Augenblicke auf Sturm geht.«

»Auf Sturm? auf welcher Seite? bei der Gräfin oder bei dem Grafen?«

»O! bei dem Grafen ist es immer »Schön Wetter«, er ist unverwüstlich heiter, nichts verstimmt ihn. Vorgestern verlor er viertausendfünfhundertsechzig Louisdor im Landsknecht; beim Auskleiden trällerte er ein Liedchen, und am andern Morgen um zehn Uhr, als ich die Fensterläden aufmachte, schnarchte der Herr Graf wie ein Seliger. Beim Erwachen war sein erstes Wort: »Müller, heute holen Sie hunderttausend Francs von meinem Banquier, und noch vor zwölf Uhr bringen Sie dem Lord Mulgrave viertausendfünfhundertsechzig Louisdor. Er ist in der That der liebenswürdigste Spieler, den ich in meinem Leben gesehen habe.«

»Diese liebenswürdige Eigenschaft wird mit Hilfe der übrigen Passionen in das Vermögen der Gräfin eine tiefe Lücke gemacht haben.«

»Parbleu! Dieser Barometer fällt auch zusehends . . . höre, Clara, hast Du einen Wunsch, einen Lieblingsplan?«

»O ja, einen sehr großen Wunsch; aber wozu diese Frage?«

»Sprich nur ganz frei und offen, wir sind ja allein.«

»Ich bin nicht ganz jung mehr; es ist mir lang-

weilig, länger zu dienen. Mein höchster Wunsch wäre, eine Table d'hôte in großartigem Styl zu halten; die Gesellschaft würde aus Lebemännern und . . . angenehmen, liebenswürdigen Damen bestehen . . .«

»Ich verstehe.«

»Nach dem Diner würde gespielt . . . dabei ließe sich in wenigen Jahren ein Vermögen erwerben. Ich habe mir wohl etwas erspart, aber die ersten Auslagen für ein solches Etablissement sind beträchtlich.«

»Du kannst die zur Einrichtung nöthige Summe haben, denn der Prinz ist dankbar und freigebig.«

»Erkläre Dich deutlicher.«

»So höre. Es ist Zeit offen zu reden, denn die Ereignisse drängen sich außerordentlich. Ich habe Dich bei deinem Eintritte in dieses Haus gebeten, — und meine Bitte mit recht hübschen Geschenken unterstützt, — die Gräfin von den vortrefflichen, ritterlichen Eigenschaften des Prinzen recht oft zu unterhalten.«

»Das ist geschehen. Aber ich begreife nicht warum es geschieht. Wenn der Prinz in Paris wäre, so würde ich denken, er sieht die Gräfin gern, und wenn sie immer Gutes von ihm hört, so wird sie auf ein Geständniß vorbereitet; aber er ist in Deutschland.«

»Er soll sogar die Absicht haben, nach Constantinopel zu reisen.«

»Dann begreife ich's noch weniger . . . Zu den unbegreiflichen Dingen gehört auch die kleine Wohnung, die unserer Gartenthür gerade gegenüber ist.«

»Nun, das kleine Erdgeschoß hast Du durch deine Schwägerin miethen und bequem mebliren lassen.«

»Ja, weil Niemand wissen sollte, daß wir mit der

Sache etwas zu thun haben . . . Aber zu welchem Zwecke ist dieses Erdgeschoß gemiethet?«

»Das wirst Du später erfahren; handle nur immer genau nach meinen Weisungen, und die Table d'hôte wird Dir nicht fehlen.«

»Nun, was habe ich jetzt zu thun?«

»Diesen Morgen hat die Gräfin einen grün gesiegelten Brief durch die Post erhalten.«

»Woher weißt Du?«

»Das kümmert Dich nicht. Sage mir, welche Wirkung hat der Brief auf die Gräfin gemacht?«

»Eine schreckliche Wirkung; sie zitterte wie Espenlaub, wurde todtenblaß und weinte . . .«

»Sie hat geweint? . . . viel geweint?«

»Wie eine Magdalena.«

»Gut . . . Weiter.«

»Dann nahm sie Hut und Shawl, ohne zu warten, bis angespannt war und sogar ohne mir Zeit zu lassen, ihr das Corset anzulegen, ließ einen Fiaker kommen und stieg ganz trostlos ein . . .«

»Immer besser!« sagte Müller. »Ich hatte es vorausgesehen . . . Jetzt höre, liebe Clara, was Du zu thun hast . . .«

Die Unterredung der beiden treuen Diener wurde durch einen andern dienstbaren Geist unterbrochen.

»Ich gehe jetzt zum Zuckerbäcker,« sagte der Eintretende; »soll ich auf dem Wege zugleich die fünf Pompiers bestellen, die der Herr Graf wegen der im Garten erbauten hölzernen Gallerie zu haben wünscht?«

»Nein, nein,« erwiederte Müller hastig. »Das geht

mich an . . . ich gehe selbst in die Caserne, um die Pompiers zu bestellen.«

»Aber vergessen Sie es nicht, Herr Müller! Die Gallerie ist von Tannenbretern erbaut und mit leichten Stoffen behängt; der ganze Plunder würde wie Zündhölzchen brennen, wenn ein Unglück geschähe . . .«

»Lassen Sie mich in Ruhe und besorgen Sie Ihre Geschäfte; ich bestelle die Pompiers.«

»Es ist schon recht, ich habe es gut gemeint,« sagte der Bediente und entfernte sich.

»Jetzt höre mich an,« sagte Müller zu der Zofe. »Die Gräfin wird bald wieder kommen.«

»Ich glaube sogar, sie ist schon da,« erwiederte Clara und eilte ans Fenster. »Richtig, da ist der Fiaker, die Gräfin steigt aus; ich gehe ihr entgegen.«

»Nein, Du gehst in mein Zimmer; ich werde Dir mit kurzen Worten sagen, was Du zu thun hast.«

»Aber die Gräfin wird läuten . . .«

»So laß sie läuten . . . Komm, komm!«

Müller und Clara verließen eilends den Salon.

XII.

Aurelie von Villetaneuse legte Shawl und Hut ab, und ging unruhig in ihrem Schlafzimmer auf und ab. Die Einrichtung dieses Zimmers war höchst elegant und geschmackvoll. Die Meubles waren von Rosenholz, die Wände mit himmelblauem Damast ausgeschlagen; der prachtvolle goldene Becher, das wahrhaft fürstliche Brautgeschenk des Prinzen Maximilian, stand auf einem kleinen Säulentische

und fesselte die Aufmerksamkeit durch seine unnachahmliche Kunstvollendung.

Die junge Gräfin war außer sich. »Madame Bayeul!« sagte sie mit dem Ausdruck der Entrüstung und der gekränkten Eigenliebe. »Dieser frechen Cokette, die weder schön noch liebenswürdig ist, hat mich mein Mann geopfert. Mein Gott, ich verliere den Verstand darüber . . . Und ich sollte den Rath meiner Tante befolgen! ich sollte die Augen zudrücken und diese Schmach geduldig ertragen! Nein, das will, das kann ich nicht! Ich will den Augenblick . . .«

Aurelie zog heftig die Glocke. »Wo ist denn Clara?« sagte sie ungeduldig. »Es ist nicht auszuhalten . . . schon dreimal habe ich geläutet!«

Dann ging sie wieder im Zimmer auf und ab.

»Es ist unerhört . . . mir diese kleine rothhaarige Person vorzuziehen! So schön wie Madame Bayeul bin ich auch!« sagte Aurelie, mit stolzem Anstande vor einem Spiegel still stehend. »Ich werde verschmäht, verachtet, mit Schmach bedeckt! ich soll einer schamlosen Buhlerin nachstehen! Nein, das ertrage ich nicht!« — Dann löste sich ihr Zorn in einen Thränenstrom auf. »Ich habe ihn so innig geliebt! Ich wollte lieber sterben, als auf unsere Verbindung verzichten! Dieser Brief hatte mich tief erschüttert; aber ich konnte an dieser schrecklichen Wirklichkeit noch zweifeln; ich wußte nicht wer meine Nebenbuhlerin war; aber jetzt weiß ich es! O, ich weiß es! . . . Ich sollte das dulden! Ich sollte mich nicht rächen! O ja, ich will mich rächen; ich will mich nicht entehren, aber die Coketterie hat furchtbare Waffen! Der Schein genügt, um den Stolz eines Mannes empfindlich zu verletzen . . . Diesen Abend

soll er auch die Qualen der Eifersucht kennen lernen! So eben, als ich diese Zurüstungen sah, verwünschte ich das heutige Fest. Jetzt begrüße ich es mit Freude; es soll mir Gelegenheit bieten, mich zu rächen! Ja, ich kann ihm ... Nein, nein, ich kann es nicht! ich bin erschöpft, vernichtet; ich kann keinen Gedanken fassen . . . ich werde häßlich seyn . . . ich bin blaß, ich habe verweinte Augen. Zum Glück kommt die abscheuliche Bayeul nicht in mein Haus ... Sie würde schön werden durch ihren Triumph, sie würde mich in den Schatten stellen . . . Nein, diesen Abend würde ich allen Uebrigen nachstehen müssen; der Neid hat scharfe Augen, man würde die Ursache meiner Leiden errathen. Ich will nicht erscheinen, ich melde mich krank, ich will den Abend bei meinem guten Vater zubringen; meine Mutter kann im Salon die Honneurs machen . . . O, Mutter! Mutter! deine blinde Zärtlichkeit ist mein Verderben gewesen! Ich war nicht eitel, aber ich bin es geworden . . . Du sagtest mir ja unaufhörlich, ich sey zu einer Herzogin oder Prinzessin bestimmt. Sie hat mir den Kopf verdreht, ich bin eine Gräfin geworden, ich bin schön, ich bin reich, ich bin neunzehn Jahre alt . . .«

Sie hielt inne und richtete sich stolz und entschlossen auf. »Was!« sagte sie, »ich bin eine Gräfin, ich bin schön, ich bin neunzehn Jahre alt, und weine! . . . Ich schäme mich meiner Verzagtheit, ich werde sie besiegen . . . Diesen Abend will ich schön seyn, ja, blendend schön . . . der Treulose soll zittern!«

Aurelie zog noch einmal die Glocke, um der Kammerjungfer ihre Befehle wegen der Balltoilette zu ertheilen.— Clara erschien.

XIII.

Die junge Gräfin bezwang sich, als ihre Kammerjungfer eintrat.

»Wo waren Sie denn, Clara?« fragte sie; »ich habe schon einige Male geläutet.«

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich wußte nicht, daß Ew. Gnaden schon wieder zu Hause sind, ich war in der Wäschkammer.«

»Sie müssen mich kämmen und frisiren und in meinem Toilettezimmer Alles herrichten.«

Bald darauf saß Aurelie in einem mit Spitzen und rosenfarbenen Bandschleifen besetzten Ueberrocke vor einer großen Toilette à la duchesse und ließ sich von der Zofe ihr prächtiges kastanienbraunes Haar kämmen. Clara, die von dem Kammerdiener Müller neue Weisungen erhalten hatte, sann eine Weile auf einen passenden Vorwand, das Gespräch anzuknüpfen. Endlich begann sie, während sie den Perlmutterkamm durch das lange seidenartige Haar zog:

»Welch ein wundervolles Haar! Wenn ich die aufgelösten Flechten nicht hielte, würden sie bis auf den Fußboden herabfallen.«

Aurelie ließ diese Schmeichelei unbeantwortet, sie dachte mit tiefer Wehmuth an die Vergangenheit zurück: »O meine liebe gute Marianne! wo ist die glückliche Zeit, als Du mich mit so ungeheuchelter Freude zum Ball schmücktest! Damals war ich immer heiter und seelenvergnügt … ich dachte mir die Zukunft so schön! . . . Ach!

ich hatte keine Ahnung von dem Kummer, den ich heute ertragen muß!«

Jungfer Clara fuhr fort:

»Es gibt indeß eine Dame, deren Haar, wenn auch von verschiedener Farbe, fast eben so schön seyn soll, wie das Haar der gnädigen Gräfin . . . Diese Dame ist die Schwester des Prinzen Maximilian.«

»So! Der Prinz hat eine Schwester?« sagte Aurelie, der dieses Gespräch eine willkommene Zerstreuung war.

»Ja, Ew. Gnaden, und man erzählt von dem Prinzen einen Zug, der ein Beweis seiner brüderlichen Hingebung ist.«

»Das wundert mich nicht, ich höre ja täglich so viel Gutes von ihm . . . Erzählen Sie doch.«

»Die Herzogin von *** befand sich damals in ihrem Lande, das von dem Schlosse des Prinzen etwa fünfzig Stunden entfernt ist. Er erfährt, daß sie krank ist. Es war Winter, das Wetter abscheulich. Der Prinz glaubt im Wagen nicht schnell genug reisen zu können; er läßt zwei Postpferde kommen, und legt den Weg auf gewechselten Pferden in Begleitung eines einzigen Adjutanten in fünfzehn Stunden zurück. Er ist länger als einen Monat bei der Kranken geblieben, und hat Tag und Nacht bei ihr gewacht . . .«

»Das macht dem Herzen des Prinzen alle Ehre,« sagte Aurelie seufzend. »Solcher Aufopferung sind nur wenige Männer fähig; der Prinz ist eine Ausnahme.«

»Und er wird auch von Allen, die ihn kennen, geliebt, verehrt, vergöttert,« setzte die Zofe hinzu. »Ew. Gnaden wissen, daß mein Vetter bei dem Prinzen im Dienste steht; in jedem Briefe, den ich von meinem Vetter be-

komme, schreibt er von seinem gütigen Herrn. Der arme Mensch war unlängst sehr krank, und denken Sie sich, Se. Durchlaucht hat ihn besucht, um sich persönlich von seinem Befinden zu überzeugen. Viele arme Familien werden von dem Prinzen mit einem Zartgefühl unterstützt, das den Werth der Wohlthat verdoppelt. Auch von seinem außerordentlichen Muth hat er viele Beweise gegeben. Habe ich Ew. Gnaden die Geschichte von dem tollen Hunde erzählt?«

»Nein.«

»Das ist eine schreckliche Geschichte. Denken Sie sich, der Prinz kam einst zu Pferde von der Jagd; er hatte sein Gefolge verloren. In der Nähe eines Dorfes hörte er ein lautes Angstgeschrei, er reitet näher und sieht ein Weib und zwei Kinder, die vor einem großen tollen Hunde fliehen. Der Prinz springt vom Pferde, geht mit dem Hirschfänger auf den tollen Hund los und stößt ihn nieder.«

»Das war ein Beweis von großem Muthe!«

»Auf den Besitzungen des Prinzen ist man auch immer sehr betrübt, wenn Se. Durchlaucht auf Reisen geht; in diesem Augenblicke ist man dort ganz trostlos.«

»Warum das?«

»Ich habe heute einen Brief von meinem Vetter erhalten. Ich will's nur gestehen, ich habe den Brief in der Wäschkammer gelesen, und dies wird die Ursache gewesen seyn, daß ich die Glocke nicht hörte,« antwortete Clara. »Soll ich zwei Flechten machen, oder eine?«

»Eine,« antwortete Aurelie.

»Mein Vetter schreibt mir,« fuhr die Zofe fort, »daß der Prinz in kurzem nach Constantinopel reisen werde.«

»Das ist eine weite Reise.«

»Se. Durchlaucht scheint eine Zerstreuung nöthig zu haben.«

»Eine Zerstreuung . . . warum?«

»Der Prinz ist seit einem Jahre sehr traurig und niedergeschlagen; er soll, bevor er sich zu dieser Reise entschloß, ganze Tage in einem einsamen Pavillon zugebracht haben. Se. Durchlaucht wollte durchaus Niemand sehen.«

»Ist die Ursache dieses Kummers bekannt?«

»Nein, im Publicum ist nichts darüber bekannt . . . Die Flechte ist fertig; soll ich jetzt den Scheitel machen?«

»Ja.«

»Im Publicum ist nichts darüber bekannt,« fuhr Clara fort; »aber die Dienerschaft erräth manche Dinge, von denen andere Leute keine Ahnung haben. Kurz, der Prinz hatte vor seiner letzten Reise nach Paris ein Verhältniß . . . Ew. Gnaden verstehen?«

»Ja wohl.«

»Der Prinz hatte ein Verhältniß mit einer sehr schönen jungen Dame. Dieses Verhältniß ist nach seiner Rückkehr von Paris abgebrochen worden, und seitdem hat er immer in der tiefsten Einsamkeit gelebt, bis er sich endlich zu dieser Zerstreuungsreise nach Constantinopel entschlossen hat.«

»Der arme Prinz!« dachte Aurelie. »Die besten, edelsten Menschen haben leider mehr Kummer als Andere.«

»Soll ich jetzt den andern Scheitel machen?«

»Ja.«

»Es fällt mir ein,« erwiederte Clara; »sind Ew. Gnaden vielleicht neugierig, die Handschrift Sr. Durchlaucht zu sehen?«

»Wie so?«

»Ich gestehe, daß ich den Prinzen fast vergöttere, weil er so gütig gegen meinen Vetter ist . . . Doch ich mag nicht mehr sagen, Ew. Gnaden werden mich auslachen . . .«

»Nur weiter.«

»Ich hatte den Wunsch geäußert, etwas von der Hand des Prinzen Geschriebenes zu besitzen, wenn es auch nur ein Namenszug oder die Adresse eines Briefes wäre. Glücklicherweise fand mein Vetter im Camin einen halbverbrannten Brief, den der Prinz wahrscheinlich zerrissen und ins Feuer geworfen hatte. Mein Cousin glaubte dieses Stückchen Papier ohne Indiscretion aufnehmen und mir zuschicken zu können. Ew. Gnaden können sich meine Freude denken, als ich diese kostbare Reliquie in dem heutigen Briefe erhielt. Ich weiß nicht was auf dem Papier steht, denn ich hatte kaum Zeit, den Brief meines Verwandten zu lesen; aber wenn Ew. Gnaden die Handschrift des Prinzen zu sehen wünschen, so können Sie Ihre Neugier befriedigen,« sagte Clara, indem sie ein sorgfältig zusammen gefaltetes Stückchen Papier aus der Tasche nahm und auf den Toilettetisch legte. — Ohne das Papier, welches Aurelie weder annahm noch zurückwies, weiter zu erwähnen, setzte die schlaue Zofe hinzu: »Ew. Gnaden sind frisirt; welches Kleid soll ich für diesen Abend bereit halten?«

»Ich weiß noch nicht was ich anziehen werde; ich will mir's überlegen . . . ich werde läuten.«

Jungfer Clara ging fort und dachte: »Das habe ich gar nicht dumm angestellt. Müller wird zufrieden seyn und meine Table d'hôte hoffentlich bald zu Stande kommen.«

XIV.

Aurelie war durch das Geschwätz ihrer Kammerjungfer immer nachdenkender geworden. Sie nahm das Papier, welches Clara auf den Toilettetisch gelegt hatte. Dieses zerknitterte, am Rande verbrannte Papier mußte ein Stück von einem Briefe seyn; es enthielt einige fein geschriebene, gedrängte Zeilen, deren Schriftzüge mit dem Abschiedsbriefe des Prinzen übereinstimmten. Die Zeilen waren unvollständig, aber sie ließen sich dem Sinne nach leicht ergänzen. Der Anfang des Briefes fehlte, er hatte vermuthlich auf einem verbrannten Bruchstücke gestanden. Aurelie las folgende abgebrochene Sätze:

»Ich verließ daher Paris am Tage nach ihrer Vermälung, deren glücklicher und unglücklicher Zeuge ich gewesen war . . .

aber die Abwesenheit, weit entfernt, die Glut, die in meiner Brust loderte, zu dämpfen . . .
und ich reise ab, denn ich hoffe nicht mehr . . .
die weite Reise in den Orient wird vielleicht . . .
O, Schwester, wenn Du sie . . .
diese Liebe wird nur mit meinem Leben . . .
Und der Becher, den ich . . .
wird zuweilen mein Andenken . . .«

Aurelie konnte kaum ihren Augen glauben. Sie las zu wiederholten Malen dieses Bruchstück des Briefes, den der Prinz an seine Schwester geschrieben zu haben schien; dann nahm sie aus einer Schublade das Billet, das sie mit

dem Becher erhalten hatte, und verglich die Schriftzüge mit denen des halbverbrannten Zettels. Sie waren ganz gleich.

Die Gräfin konnte nicht ahnen, mit welchen Netzen sie umstrickt wurde; denn Clara hatte ihr (nach Müller's Weisungen) in ganz wahrscheinlicher Weise erklärt, wie sie in den Besitz des halbverbrannten Zettels gekommen, den sie, wie sie behauptete, noch gar nicht gelesen.

»Er liebt mich!« dachte Aurelie, indem sie das Fragment noch einmal las und die abgerissenen Worte leicht ergänzte. »Der Prinz hat Paris am Tage nach meiner Vermälung verlassen, deren glücklicher und unglücklicher Zeuge er gewesen ist; er wollte dieser Liebe entgehen, und die Abwesenheit, weit entfernt, sie zu beruhigen, hat sie noch vermehrt; er schreibt seiner Schwester, wenn sie mich kennte, würde sie es begreiflich finden, daß diese Liebe nur mit seinem Leben enden wird; er hofft, daß der Becher, den er mir geschenkt, mich zuweilen an ihn erinnern wird. Ja, er meint mich, er liebt mich! Er will eine Reise in den Orient machen, um diese hoffnungslose Liebe zu vergessen . . . Mein Gott! ich weiß nicht ob ich träume oder wache. Ich hörte immer mit Vergnügen, wenn Clara von ihm erzählte; war es eine dunkle Ahnung seiner Liebe, daß ich mich an sein Gesicht, an den Ton seiner Stimme, an die wenigen Worte, die er mir vormals gesagt, so gern erinnerte, daß ich ihn im Stillen bewunderte, den so ritterlich kühnen und zugleich so guten, liebenswürdigen Mann? Ohne zu wissen, daß mich der Prinz nur beachtet, habe ich in meiner Einsamkeit oft daran gedacht: wie stolz, wie glücklich muß Die seyn, die von ihm geliebt wird! . . . Und er liebt mich! Er geht auf Reisen . . . Es ist gut, daß er fortgeht! Ich werde ihn nie wieder se-

ben; ich kann ihn lieben, ohne mich dieses Gefühls zu schämen, ohne es zu bereuen: dadurch will ich mich an meinem treulosen Gatten rächen! Ich weiß es wohl, diese Liebe hat kein Ziel, keine Zukunft, aber sie wird wenigstens mein Trost, meine Stütze seyn; sie wird mir Selbstbewußtseyn geben und mich in meinen Augen erheben; sie wird mir beweisen, daß ich wenigstens so gut bin wie eine Bayeul! . . . Er ist ein Prinz, er ist ein schöner Mann, er hat einer frühern Liebe entsagt und in der Einsamkeit nur an mich gedacht . . . So werde ich von einem Prinzen geliebt, während ich von meinem Gemal verschmäht, verachtet werde! . . . Und wem werde ich geopfert? einer frechen, geistlosen Cokette, die nicht einmal hübsch ist! Villetaneuse hat mich vielleicht um meines Vermögens willen geheirathet . . . Die Liebe des Prinzen ist meine Rache! Ich werde nicht undankbar seyn: um mich seiner zu erinnern, darf ich ja nur den Becher ansehen.«

Die junge Gräfin sah das prachtvolle Kunstwerk mit wehmüthigem Lächeln an. »Du theures Kleinod! jetzt bist Du mir doppelt kostbar. Oft ahnte ich in meiner Verlassenheit die Qualen, die ich jetzt erdulde, und dachte bei mir selbst: Wenn mir einst Leiden beschieden sind, so wird mich dein Anblick Muth und Ergebung lehren. Ich will mich erinnern, daß es von mir abhing, den großen Künstler, aus dessen Hand Du hervorgegangen bist, mein zu nennen. Ich wäre sehr glücklich geworden, ich habe seine Hand ausgeschlagen, ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen. Ja, so dachte ich in meinen einsamen Stunden, und jetzt sage ich: Du theures Kleinod wirst mich immer an den guten Fortunatus erinnern; aber Du wirst mir auch das Pfand einer Liebe seyn, auf die ich stolz bin, deren ich

mich nicht zu schämen habe. Ist sie nicht die edle Frucht der Bewunderung, die schon lange in meinem Herzen keimte? O, ich will mich dieser Liebe mit ganzer Seele hingeben, denn ich werde ja den Mann, der sie geweckt, nie wiedersehen . . . O zauberischer Prinz! diesen Namen gebe ich Dir von jetzt an, Du bist wie der gute Genius in den Feenmärchen: Du verwandelst meine Thränen in Freude, meine Verzweiflung in Hoffnung, mein dürres Laub in Perlen und Diamanten, das Gestrüpp auf meinem Wege in Blumensträuße. Du wirst mein guter Genius seyn!«

Diese zärtliche Anrufung des »Zauberprinzen« wurde durch die Kammerjungfer unterbrochen, die ihrer Gebieterin anzeigte, daß der Graf sie zu sprechen wünsche.

»Ja . . . ich bin bereit,« sagte Aurelie seufzend. Sie besann sich eine kleine Weile und sagte dann mit einiger Verlegenheit zu ihrer Zofe: »Clara, haben Sie das Stück von dem Briefe des Prinzen wirklich nicht gelesen?«

»Nein, Ew. Gnaden.«

»Ist Ihnen an dem Stückchen Papier viel gelegen?«

»O, sehr viel; es ist für mich eine wahre Reliquie.«

»Wenn das ist, so darf ich wohl kaum hoffen, daß Sie mir diese kostbare Reliquie überlassen werden. Eine Freundin von mir hat eine Autographensammlung, in welcher diese wenigen Zeilen von der Hand des Prinzen einen sehr angemessenen Platz finden würden.«

»Ich habe Ew. Gnaden nichts zu verweigern; wenn Sie dieses Papier zu behalten wünschen, so bin ich mit Vergnügen bereit . . .«

»Ich danke, Clara . . . ich werde Ihre Gefälligkeit zu belohnen wissen. Ersuchen Sie den Grafen, mich in meinem Boudoir zu erwarten.«

»Sehr wohl,« antwortete Clara und sagte zu sich, während sie sich entfernte: »Die Gräfin will die zärtlichen Zeilen für sich behalten . . . jetzt bekomme ich die Table d'hôte gewiß!«

XV.

Aurelie begab sich in ihr Boudoir, wo der Graf sie erwartete. Sie war ruhig und würdevoll.

»Sie wünschen mich zu sprechen?« sagte sie.

»Ja, liebe Aurelie, ich wollte Sie bitten, diese Schriften zu unterzeichnen . . . Außerdem habe ich Ihnen einen Vorwurf zu machen.«

»Mir ... einen Vorwurf?« erwiederte Aurelie erstaunt.

»Ja wohl,« sagte er, eine ernste Miene annehmend. »Ihre diamantenen Ohrgehänge stimmen mit Ihrem reichen Schmuck durchaus nicht überein. Eine solche Nachlässigkeit ist in der That unverzeihlich.« Dann griff er lächelnd in die Tasche, zog ein kleines Etui hervor und setzte hinzu: »Ich sehe mich genöthigt, Sie an Ihre Pflicht zu erinnern, und bringe Ihnen ein Paar andere Ohrgehänge.«

»Sie sind zu gütig,« antwortete Aurelie kalt, denn sie dachte an das Abenteuer in der Rue-Cendrier.

»Es ist nicht der Rede werth,« erwiederte der Graf. »Haben Sie die Güte, diese Papiere zu unterzeichnen. Der Schreiber meines Notars wartet darauf. Es handelt sich um eine sehr vortheilhafte Anlage von Capitalien; wenn Sie wünschen, will ich Ihnen erklären . . .«

»Es ist nicht nöthig; geben Sie her,« antwortete Aurelie und trat an ihren Schreibtisch. »Wo habe ich meinen Namen zu schreiben?«

»Zuerst, liebe Aurelie, müssen Sie schreiben: Mit Vorstehendem einverstanden . . . Gut. Jetzt schreiben Sie Ihren Namen unter diese Worte . . . Unterzeichnen Sie auch noch diese Schrift . . . und diese . . . Gut, ich danke Ihnen,« sagte der Graf und steckte die Papiere in die Tasche.

»Ist das Alles?«

»Ja, liebe Aurelie . . . Ah! ich hätte beinahe vergessen; ich habe Ihnen diesen Abend eine Person vorzustellen, welche . . .«

Er bemerkte Aureliens auffallende Blässe und hielt inne. »Was fehlt Ihnen denn?« fragte er; »Sie scheinen zerstreut, verstimmt!«

»Zerstreut, das ist möglich . . . aber verstimmt bin ich nicht.«

»Sie sehen aber sehr verstimmt aus.«

Die Gräfin konnte sich nicht mehr halten; nach einer kurzen Pause erwiederte sie heftig, aber mit bebender Stimme:

»Wissen Sie wo die Rue-Cendrier ist?«

»Die Rue-Cendrier?«

»Ja.«

»Das ist eine ganz unerwartete topographische Frage . . .«

»Ich glaube wohl, daß sie Ihnen unerwartet ist. Aber haben Sie doch die Güte mir zu antworten.«

»Eine sonderbare Laune! doch ich will Ihnen antworten so gut ich kann. Wenn ich mich recht erinnere, so ist die Rue-Cendrier eine abscheuliche Gasse unweit des Boulevard-des-Capucins . . .«

»In Ihren Augen, Herr Graf, ist sie wohl nicht abscheulich; die Erinnerungen, welche sich für Sie an diese Gasse knüpfen, müssen sie Ihnen sehr interessant machen.«

»Sie meinen, es knüpften sich für mich Erinnerungen an diese Gasse?«

»Ja, und sehr frische Erinnerungen. Sie waren erst diesen Morgen in der abscheulichen Gasse und zwar in dem Hause Nr. 7.«

»Wirklich!«

»Und Madame Bayeul begab sich bald nach Ihnen in dieses Haus . . . Läugnen Sie, wenn Sie können!«

»Was soll ich läugnen, liebe Aurelie?«

»Ihr Stelldichein mit dieser Frau! Läugnen Sie nur nicht, ich habe sie gesehen; sie trug einen weißen Hut und einen orangegelben Shawl!«

»Einen weißen Hut! einen orangegelben Shawl! Das ist eine sehr genaue Personenbeschreibung!«

»Gestehen Sie nur!«

»Sie scheinen Ihrer Sache so gewiß zu seyn, Aurelie, daß es unartig seyn würde, Ihnen zu widersprechen . . . Aber ich bitte Sie, beruhigen Sie sich.«

»Ich bin sehr ruhig, wie Sie sehen.«

»Nicht ganz ruhig, aber doch weit ruhiger, als ich erwarten konnte. Sie haben mit Ironie, und nicht mit Zorn oder Thränen begonnen; das ist ein Beweis von Kaltblütigkeit, von philosophischer Gleichgiltigkeit. Diese Gleichgiltigkeit ist die sicherste Gewähr für unsere beiderseitige Ruhe und unser künftiges Glück. Sie besitzen Tact und Verstand, liebe Aurelie; wir verstehen uns, wir sind für einander geschaffen!«

»Sie verachten mich also?«

»Ich . . . Sie verachten! Sie sagen mir das in dem Augenblicke, wo ich Sie bewundere . . .«

»Sagen Sie aufrichtig: Sie haben mich nie geliebt!«

»Was verstehen Sie unter Liebe?«

»Ich verstehe darunter das Gefühl, das ich leider für Sie hegte.«

»Und dieses Gefühl hegen Sie nicht mehr?«

»Wie können Sie noch fragen!«

»Ach! wenn ich Ihnen glauben könnte, Aurelie... Wenn Sie mich wirklich nicht mehr liebten, so würden wir die Glücklichsten der Welt nicht mehr zu beneiden haben; nichts würde unsere Freude mehr trüben, nichts unser gegenseitiges Vertrauen erschüttern; wir würden weder Eifersucht noch Argwohn kennen, und unsere schönen Jahre genießen, ohne zur List, Verstellung und Lügen unsere Zuflucht zu nehmen! In spätern Jahren würden uns die Erinnerungen aus unserer Jugendzeit erheitern; denken Sie sich, welche lustige Geschichten wir uns einst am lodernden Caminfeuer erzählen könnten! Ach, liebe Aurelie, wie viel Vergnügen könnten wir mit einander genießen, wenn Sie nur wollten!«

»Ja wohl,« erwiederte die junge Gräfin mit bitterer Ironie, — »und wie viele Schmach würden wir zugleich mit einander ertragen!«

»Sie sind recht kindisch; aber Sie werden sich eines Andern besinnen. Die Ruhe, mit welcher Sie von der Rue-Cendrier sprachen, ist für mich eine gute Vorbedeutung... diesen Abend werden Sie schön, bezaubernd, blendend seyn, nicht wahr?«

»Nein, eine solche Sprache ist unerhört! ... So mit einer neunzehnjährigen Frau zu reden ... mit einer Frau, die ihm nicht das Recht gegeben hat, an ihr zu zweifeln! Mein Gott! mein Gott!«

»Was fehlt Ihnen denn?«

»Mir ein so schmachvolles Anerbieten zu machen! mir mit frecher Stirn zu sagen: »Sie können Ihre Liebeshändel haben, ich werde die meinigen haben;« wenn wir einst in Lastern alt geworden sind erzählen wir einander unsere Abenteuer aus der guten Zeit . . .«

»Hören Sie mich doch an . . . ich . . .«

»Es ist schon abscheulich, ein treues Weib zu betrügen,« setzte Aurelie mit bitterm Schmerz hinzu; »aber ein Mann, der so gewissenlos handelt, pflegt doch seine Frau noch genug zu achten, um ihr zu sagen: Nehmen Sie sich in Acht; meine Untreue berechtigt Sie keineswegs, Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Die Ehre gebietet Ihnen, selbst den Schein der Pflichtvergessenheit zu meiden!«

»Was! Die Selbstsucht, die wüthende Eifersucht solcher Haustyrannen empört Sie nicht, arme Aurelie? Ein solcher ungehobelter Mensch sagt zu seiner Frau . . .«

»Er sagt zu seiner Frau: Ich bin ein erbärmlicher Mensch; aber Ihre Ehre verbietet Ihnen, das Vergeltungsrecht an mir zu üben! Sie hingegen sagen zu mir: »Ich bin ein erbärmlicher Mensch; machen Sie es wie ich, übertreffen Sie mich noch in der Erbärmlichkeit, wenn Sie können . . . Sie werden den Becher der Schmach bis auf den Grund leeren, denn die Welt hat kein Mitleid mit einer pflichtvergessenen Gattin!« — Mein Gott!« setzte Aurelie in Thränen ausbrechend hinzu, »man erträgt wohl Kaltsinn, Verachtung, Treulosigkeit, aber eine solche Beleidigung ist unerhört!«

Madame Jouffroy, die in diesem Augenblicke eintrat, machte dieser peinlichen Unterredung ein Ende.

XVI.

Madame Jouffroy sah ihre Tochter zum ersten Male nach ihrer Vermälung weinen; sie ward zumal durch den tiefen Schmerz, der aus Aureliens Zügen sprach, tief erschüttert. Sie gewann sogleich die Ueberzeugung, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Wortwechsel, sondern um ein ernstes Zerwürfniß handelte; sie eilte auf ihre Tochter zu und warf einen drohenden Blick auf den Grafen.

»Warum weint Aurelie?« fragte sie. »Ich beschwöre Dich, mein Kind, sage mir was Dir fehlt . . . Du bist ja kaum zu erkennen.«

»Es fehlt mir nichts, Mama.«

»Es fehlt Dir nichts! und die Thränen fließen über deine Wangen, Du bist todtenblaß, deine Hände zittern . . . und Du sagst, es fehlt Dir nichts!« — Dann sagte sie ungestüm zu dem Grafen: »Herr Schwiegersohn, was bedeutet das?«

»Weiter nichts, als daß Aurelie kindisch ist,« erwiederte Villetaneuse.

»Das ist hier nicht die Frage. Warum weint sie? Warum gehen Sie so mit ihr um? Glauben Sie denn, ich hätte Ihnen meine Tochter gegeben, um sie von Ihnen unglücklich machen zu lassen?«

»Mama, ich bitte Dich, beruhige Dich. Der Herr Graf hat Recht,« erwiederte Aurelie mit bitterer Ironie; »ich hatte Unrecht, wegen einer Kleinigkeit zu weinen . . . ich war recht kindisch.«

»Du nennst deinen Mann Herr Graf! Dein trauriges Lächeln zerreißt mir das Herz . . . Ich täusche mich nicht, es ist hier etwas vorgegangen, das Dich heftig ergriffen hat. Sapperlot, wenn ich wüßte . . .«

»Beruhigen Sie sich, liebe Schwiegermutter. Es ist nicht nöthig zu sagen: Wenn ich wüßte . . . Sie wohnen ja bei uns. Sie wissen aus eigener Erfahrung, ob meine Frau unglücklich ist.«

»Die Zeiten ändern sich gar oft «

»Was haben Sie mir vorzuwerfen?«

»Sie sind nie zu Hause, Sie gehen fast nie mit meiner Tochter aus.«

»Hat sie sich je darüber beklagt?«

»Sie beklagt sich nicht, weil sie zu sanft und gut ist. Aber da sich jetzt die Gelegenheit darbietet, will ich sagen was ich schon lange auf dem Herzen habe. Sie müssen wissen, Herr Schwiegersohn, daß man nicht heirathet, um nach Gefallen in die Welt hinein zu leben und immer erst spät in der Nacht nach Hause zu kommen. Meine Tochter würde immer allein seyn, wenn sie ihre Eltern nicht hätte. Diese Verlassenheit ist gewiß die Hauptursache ihres Kummers. Sie wird am Ende unwillig geworden seyn, und Sie werden ihr harte Worte gesagt haben. Nicht wahr, mein Kind, so ist's?«

»Mama, ich bitte Dich . . .«

»Das ist schändlich, Herr Schwiegersohn ... Sie sind ein Unhold!«

»Liebe Schwiegermama, Sie werden etwas heftig; ich nehme mir die Erlaubniß, Ihnen zu erklären, daß Sie selbst nicht wissen was Sie wollen.«

»Sie bringen mit Ihrer höhnischen Kaltblütigkeit mein Blut in Wallung.«

»Mutter, ich bitte Dich . . .«

»Laß mich nur reden, mein Kind; Du bist wehrlos wie ein Lamm, ich hingegen weiß mich zu vertheidigen; ich fürchte mich nicht vor deinem Herrn Gemal; er mag sich nur in Acht nehmen, wenn er mit mir anbindet!«

»Wie soll ich mir Ihren Zorn erklären, Madame? Woher kommt diese plötzliche Entrüstung?«

»Woher? Ich glaube, Sie wollen mich verspotten! Ich finde meine Tochter ganz trostlos und in Thränen. Ist das etwa nicht genug? Glauben Sie nur nicht, daß ich mich durch Ihre unverschämte Ruhe einschüchtern lasse.«

»Madame, diese Ausdrücke . . .«

»Was denken Sie denn?« fiel ihm Madame Jouffroy ins Wort; »soll ich etwa ein Blatt vor den Mund nehmen, um mit Ihnen zu reden?«

»Nein, Madame, das verlange ich nicht; aber ich darf wohl erwarten, daß Sie sich in den Schranken des Anstandes halten.«

»Ich soll mir wohl in meinem Alter und in Gegenwart meiner Tochter von einem Gelbschnabel, wie Sie sind, den Text lesen lassen? Das fehlte noch!«

»O Mutter! Mutter!«

»Laß mich doch in Ruhe!« antwortete Madame Jouffroy, über die kalte, höhnische Gelassenheit des Grafen erbittert; »kümmere Dich nur gar nicht darum . . . dieser Naseweis soll mir ganz doucement, im Paradeschritt marschiren.«

»Liebe Schwiegermama, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie dadurch den Spöttern Recht geben

würden, die zwischen Ihnen und einem Tambourmajor durchaus eine Aehnlichkeit finden wollen.«

»Sie sind ein unverschämter Mensch!«

»Herr Graf,« sagte Aurelie mit Schmerz und Entrüstung, »wie können Sie meine Mutter beleidigen!«

»Ei! ei! was gibt's denn da? . . . Was bedeutet dieser Wortwechsel?« sagte die näselnde Stimme des Marquis, der mit Aureliens Vater in der Thür erschien.

XVII.

»Komm, Jouffroy!« rief die erzürnte Mutter ihrem Gatten zu; »sieh deine Tochter in Thränen und höre wie man deine Frau behandelt.«

»Was gibt's denn?« erwiederte Jouffroy mit ängstlicher Besorgniß. »Ach, mein Gott! Aurelchen, wie blaß bist Du . . . und Du, Mimi, bist ja ganz feuerroth!«

»Wer hier gelassen bleiben wollte, müßte fürwahr ein Engel seyn!« eiferte Madame Jouffroy. »Dieser Gelbschnabel macht unsere Tochter unglücklich, und nennt mich einen Tambourmajor!«

»Tambourmajor!« wiederholte der Marquis höhnisch lächelnd. »Liebe Madame, Sie haben gar nicht Ursache, diese Aehnlichkeit übel zu nehmen. Ein Tambourmajor ist ja eine sehr majestätische Erscheinung!«

»Ja,« erwiederte Madame Jouffroy erbittert, »ich sah einer Herzogin ähnlich, als Sie mir den Kopf verdrehen wollten, um meine Tochter für Ihren Neffen zu kapern.«

»Schöne Dame, ich will sterben, wenn ich jemals den unziemlichen Gedanken gehabt habe, Ihnen irgend et=

was zu verdrehen,« erwiederte der Marquis, eine Prise nehmend.

»Sie sind um kein Haar breit besser als Ihr Neffe! Gleich und gleich gesellt sich gern!« eiferte Madame Jouffroy, deren Erbitterung durch den Hohn des Marquis noch vergrößert wurde. »Der Vetter Roussel hatte Sie ganz richtig beurtheilt . . . Sie sind ein alter Roué!«

»Madame, meine weißen Haare . . .«

»Schweigen Sie nur von Ihren weißen Haaren! Sie machen ihnen schöne Ehre! . . . Wie steht's denn mit unseren viertausend Francs?«

»Was für viertausend Francs?«

»Das Geld, das Ihnen mein Mann am Tage nach der Hochzeit meiner Tochter unter dem Vorwande einer Verschwörung, einer Ueberraschung, die Sie dem jungen Paare machen wollten, gegeben hat!«

»Still, still, liebe Madame! Die Verschwörung ist im Zuge; nur noch ein Bischen Geduld . . . Ihr Mann hat überdies einen gehörigen Empfangschein von mir erhalten, er kann daher ganz ruhig seyn.«

»Was kann ihm der Empfangschein nützen! Die viertausend Francs sind pfutsch! . . . Wie konnte ich auch so dumm seyn, an Ihre Verschwörung zu glauben! . . . Ach! es gibt noch andere Dinge, an die ich zum Unglück meiner Tochter geglaubt habe . . . Aber noch bin ich da, Herr Schwiegersohn, und werde nicht viel Federlesens machen!«

»Ja, wir sind da,« setzte Jouffroy schüchtern hinzu; »unsere Tochter soll nicht unglücklich werden . . . Das leiden wir nicht!«

»Lieber Vater,« erwiederte Aurelie, der dieses Gespräch aus vielen Gründen höchst peinlich war, »ich hatte

mit dem Grafen einen Wortwechsel, ich weinte, die Mama kam dazu. Durch meine Thränen gerührt, machte sie ihm Vorwürfe; er antwortete meiner Mutter in Ausdrücken, die mich tief betrübt haben; ich hoffe, er wird seine Uebereilung bedauern . . . Ich beschwöre Dich, lieber Vater, und Dich auch, Mama, wir wollen vergessen, was vorgefallen ist. Es ist diesen Abend Ball hier im Hause, es ist schon spät; ich würde die Lästerzungen in Bewegung setzen, wenn ich nicht erschiene; ich muß daher an meine Toilette denken; wir werden bald speisen, und . . .«

»Armes Kind,« erwiederte Madame Jouffroy, sie unterbrechend, »Du willst deinen Mann entschuldigen. Heute wollen wir's gut seyn lassen, aber morgen wollen wir die Sache ins Reine bringen. Eine Verständigung läßt sich nicht länger aufschieben.«

»Und ich will diese Gelegenheit benutzen, um unserem Herrn Schwiegersohne auf der Stelle eine Frage vorzulegen,« entgegnete Jouffroy, der auf einmal Muth bekam, als er sah, daß seine Frau die von ihm schon lange gehegten und immer lebhafter werdenden Besorgnisse theilte.

»Lieber Schwiegerpapa,« erwiederte der Graf, »Sie haben mir eine Frage vorzulegen?«

»Ja, Herr Schwiegersohn; ich möchte wissen, wie . . . wie es mit Ihren Angelegenheiten und mit dem Vermögen meiner Tochter steht . . . Sie geben gewaltig viel Geld aus, und mich dünkt, daß Sie es etwas zu arg treiben.«

»Lieber Schwiegerpapa, über diesen Punkt können Sie ganz ruhig seyn.«

»Die Antwort ist deutlich,« setzte der Marquis hinzu, indem er eine Prise nahm, »deutlich und beruhigend.«

»Gehen Sie doch!« eiferte Madame Jouffroy; »Sie und Ihr Neffe verstehen sich wie zwei Spitzbuben auf einem Jahrmarkte!«

»Schöne Dame, dieser Vergleich ist etwas . . .«

»Desto schlimmer für Sie, wenn Sie sich beleidigt fühlen! Wir wollen Beweise und keine Worte, hören Sie wohl, Herr Schwiegersohn! ja, wir wollen Ihre Passiva und Activa kennen lernen . . . Wir lassen uns nicht beluchsen, ich habe die Geschäfte am Schnürchen; Sie müssen Rechnung von Ihren Ausgaben ablegen . . . genaue Rechnung!«

»Madame, ich bin volljährig und brauche keinen Vormund mehr.«

»Parbleu! mein Neffe ist unabhängig genug!«

»Ich verwalte mein Vermögen und das Vermögen meiner Frau, wie es mir gefällt,« fuhr der Graf fort; »Niemand hat das Recht, sich darein zu mischen.«

»Das ist zu arg!« entgegnete Madame Jouffroy. »Was! wir geben unserer Tochter achthunderttausend Francs mit und sollten nicht das Recht haben, Rechnung von Ihrem Haushalt zu verlangen!«

»Nach dem strengen Rechte nicht, Madame; ich will Ihnen aber freiwillig und aus besonderer Rücksicht Rechenschaft ablegen durch die Versicherung, daß Sie über unsere Vermögensverhältnisse ganz unbesorgt seyn können.«

»Das ist doch klar genug. Was in aller Welt können Sie von meinem Neffen sonst noch verlangen?«

»Entschuldigen Sie, Herr Marquis; unser Schwiegersohn kann bei dieser zuversichtlichen Sprache kein Bedenken tragen, meiner Frau und mir seine Rechnungsbücher,

sein baares Geld zu zeigen, kurz, mit uns zu rechnen und . . .«

»Aurelie,« sagte Madame Jouffroy, »hast Du nie etwas unterzeichnet?«

»O ja, Mama, erst heute . . .«

»Was hast Du unterzeichnet?«

»Ich weiß es nicht; Herr von Villetaneuse ersuchte mich darum . . . und ich unterzeichnete.«

»Wie, ohne zu lesen?«

»Ja, Vater.«

»Großer Gott!« rief Madame Jouffroy, »ich habe meine Tochter nicht gewarnt. Ach, ich hegte kein Mißtrauen!« Dann wandte sie sich zu dem Grafen und fragte mit angstvoller Spannung: »Was für Schriften hat Aurelie heute erst unterzeichnet?«

»Ich bekomme eine Gänsehaut,« sagte Jouffroy, »wenn eine Rentenübertragung dabei im Spiel wäre . . . die ganze Mitgift Aureliens bestand in Renten!«

»So antworten Sie doch!« sagte Madame Jouffroy mit der größten Ungeduld, indem sie den Grafen beim Arm nahm; »was für Schriften hat meine Tochter unterzeichnet?«

»Das heißt doch die Indiscretion zu weit treiben!« erwiederte der Marquis. »Das ist nicht auszuhalten . . . es ist ja eine wahre Inquisition!«

»Madame, ich habe Ihnen nichts zu antworten,« sagte der Graf; »meine Frau hat in gerechtem Vertrauen unterzeichnet, was ich in unserem gemeinsamen Interesse für angemessen hielt; mehr sage ich Ihnen nicht.«

»Und ich sage Ihnen, daß Sie uns auf der Stelle die Schrift zeigen müssen, die meine Tochter heute unterzeichnet hat . . . Wo ist die Schrift?«

»Herr von Villetaneuse hat sie bei sich,« sagte Aurelie, die dem Wortwechsel damit ein Ende zu machen glaubte; »ich habe vor einer halben Stunde eine gestempelte Schrift unterzeichnet.«

»Geben Sie her!« sagte Madame Jouffroy gebieterisch; »die Schrift her, oder . . .«

»Halten Sie mich für ein Kind?« antwortete der Graf achselzuckend; »ich habe nein gesagt, und dabei bleibt es.«

»Wollen Sie denn meine Tochter ausplündern, ins Elend stürzen?«

»Mein Gott!« dachte Aurelie, »was muß ich noch erfahren!«

»Madame, ich bin Herr in meinem Hause,« erwiederte Heinrich von Villetaneuse, vor Zorn erblassend. »Nöthigen Sie mich nicht, Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß Sie hier nicht in Ihrem, sondern in meinem Hause sind . . . und daß ich Niemanden erlaube, in diesem Tone mit mir zu reden.«

»Hörst Du wohl, Aurelie?« rief Madame Jouffroy, die Hände aufhebend; »er weist uns die Thür!«

»Das Diner ist servirt,« sagte Müller, der mit einer Serviette in der Hand eintrat und die plötzlich verstummende Familiengruppe mit einem forschenden Blicke betrachtete.

Der Marquis, der ganz gleichgiltig geblieben war, bot der zitternden jungen Gräfin den Arm; der Graf führte seine Schwiegermutter, die ihm anstandshalber keinen Korb geben konnte; Jouffroy folgte in sehr trauriger Stimmung.

»Herr Graf,« sagte Müller zu seinem Herrn, als dieser an ihm vorüber ging, »ich habe den Commandanten

der Pompiers gesprochen, er wird die bestellten Leute schicken.«

»Gut, gut,« antwortete Villetaneuse zerstreut, und die Familie begab sich hinunter in den Speisesaal.

XVIII.

Das Fest, welches der Graf und die Gräfin von Villetaneuse gaben, war glänzend. Die Gäste erschienen schaarenweise. Die prächtigen Salons des Erdgeschosses waren durch eine im Garten errichtete, reich decorirte Gallerie mit einander verbunden.

Aurelie mußte trotz der peinlichen Stimmung, in welche sie durch die Ereignisse dieses Tages versetzt worden war, die Honneurs machen. Nicht genug, daß der Graf sie betrog und ihr eine schmachvolle Duldung zumuthete, er mißbrauchte auch ihr Vertrauen und vergeudete ihr Vermögen. Es war ihr nun klar, daß er sie nie geliebt, daß er ihr nur um ihrer Mitgift willen seinen Namen gegeben hatte.

Wenn die junge Gräfin mit dieser schmachvollen Handlungsweise die innige, zarte Liebe des Prinzen Carl Maximilian und die Erzählungen ihrer Kammerjungfer verglich, so überließ sie sich dem wehmüthig-schwärmerischen Gefühl, das diese stille Liebe in ihr weckte; sie konnte es ja mit vollkommener Sicherheit, da sie den Prinzen nie wiedersehen sollte. Sie suchte Trost in dieser von Niemand geahnten Liebe; sie hatte übrigens den Vorsatz gefaßt, sich entweder mit ihren Eltern oder mit der Tante Prudentia und dem Vetter Roussel zu berathen, was sie in ihren traurigen Verhältnissen zu thun habe.

Die junge Gräfin machte also die Honneurs. Da sie das jähzornige Temperament ihrer Mutter kannte und einen unangenehmen Auftritt fürchtete, so bat sie ihre Mutter, zu Hause zu bleiben. Jouffroy fühlte sich in der Gesellschaft, die das Hôtel Villetaneuse zu besuchen pflegte, immer so verlegen und unbehaglich, daß er seiner Frau gern Gesellschaft leistete; er wollte sich mit ihr über die Mittel berathen, die Vermögensverhältnisse ihres Schwiegersohns zu erforschen und ihre Tochter, wenn es noch Zeit wäre, vor dem drohenden Elende zu bewahren.

Heinrich von Villetaneuse machte seinerseits in der heitersten, liebenswürdigsten Weise die Honneurs des Hauses. Von Zeit zu Zeit verließ er die Salons des Erdgeschosses, um sich in das Spielzimmer zu begeben, wo er im Landsknecht mit cavaliermäßiger Gleichgiltigkeit beträchtliche Summen verlor.

Villetaneuse gehörte zu den Wüstlingen, die sich von den liebenswürdigsten, reizendsten weiblichen Wesen mit Ueberdruß abwenden, um sich unter das schmachvolle, oft lächerliche Joch buhlerischer Geschöpfe zu beugen. So war er, nachdem Katharina von Morlac ihn beherrscht, in die Netze der impertinent blonden, gefallsüchtigen, frechen Madame Bayeul gerathen. Diese Person war nicht im Entferntesten mit der schönen, seelenvollen Aurelie zu vergleichen, aber sie bot dem abgestumpften Genußmenschen eine picante Zerstreuung und einen groben sinnlichen Reiz.

Wer einige Lebenserfahrung besitzt, wird wohl wissen, daß lasterhafte Geschöpfe, wie Madame Bayeul, leider nur zu oft eine zauberähnliche Gewalt ausüben, deren sich die schönsten, tugendhaftesten Frauen nicht rühmen können.

Die junge Gräfin von Villetaneuse trug ein Kleid von

gewässertem Seidenstoff. Da sie kaum Zeit gehabt hatte, an ihren Kopfputz zu denken, so hatte sie eine Reihe Perlen in ihr üppiges, kastanienbraunes Haar geflochten. Die Einfachheit dieser Toilette paßte zu der Blässe Aureliens und zu dem wehmüthigen Lächeln, das um ihre Lippen spielte. Sie saß in dem zweiten Salon und empfing die Gäste, welche sie gleich nach ihrem Eintritt begrüßten; sie sprach einen Augenblick mit ihnen, und überließ sich dann wieder ihren trüben Gedanken.

Die Gräfin sprach eben mit der Marquise von Baupréau, einer ziemlich hübschen und höchst anmaßenden jungen Dame. Die Marquise vereinigte in ihrem Gemüthe alle übelwollenden Gesinnungen dieser stolzen Damenwelt, welche die junge Gräfin von Villetaneuse mit Widerwillen in ihrer Mitte duldete. Wäre Aurelie häßlich gewesen, so hätte man sie — wie man in den Salons zu sagen pflegt — bald vergessen wie ein »Packet«, die Gleichgiltigkeit wäre ihr Schutz gewesen; aber die Herren, die es mit der Herkunft schöner Frauen nicht so genau zu nehmen pflegen, überhäuften die reizende Kaufmannstochter mit Artigkeiten und Huldigungen. Durch ihre Schönheit und harmlose Coketterie hatte sie einen Kreis von Anbetern um sich versammelt, und mehr als ein Merveilleux hatte die Eifersucht einer Herzogin oder Marquise erregt. Diese Eifersüchteleien verdoppelten den Haß der weiblichen Aristokratie gegen Aurelie, und diesen Haß theilten sogar viele Damen, die den Verlust von Anbetern nicht fürchten durften . . . weil sie keine hatten. Aber der Kastengeist ist ein starker Hebel in allen geselligen Beziehungen, und fast die ganze weibliche Aristokratie hatte sich zu einem Bündniß gegen die junge Gräfin vereinigt. Die Kundgebung dieser Feindselig-

keit überschritt natürlich nie die Grenzen des Anstandes und der feinen Sitte; aber die Spöttereien und Stichelreden wurden eben durch den feinen Schliff noch schärfer, verletzender. Aurelie, die sich ihrer Schönheit bewußt war und bis dahin wenig Ursache gehabt hatte, sich über ihr Schicksal zu beklagen, war durch die boshaften Angriffe nur leicht berührt worden, und oft hatte sie sogar darüber gelacht; aber diesen Abend mußte ihr wundes Gemüth diese früher kaum beachteten Spöttereien tief empfinden.

Die Marquise von Baupréau hatte ihrem Anbeter, Herrn von Maillebois, ein allzu galantes Benehmen gegen die junge Gräfin Villetaneuse vorzuwerfen, und sagte ihr mit dem holdseligsten Lächeln:

»Mein Gott! Madame, welch' ein deliciöses Fest geben Sie diesen Abend!«

»Sie sind zu nachsichtig,« antwortete Aurelie, die hinter dieser Schmeichelei eine Bosheit ahnte.

»Nachsichtig? Keineswegs. Sie sind so hoch begabt, daß Sie der größten Böswilligkeit Trotz bieten können. Wir hegen gegen Sie ein ganz anderes Gefühl: wir lassen Ihrem guten Geschmack, Ihrer Liebenswürdigkeit alle Gerechtigkeit widerfahren, und schätzen uns glücklich, Sie unter uns zu sehen.«

Es war kaum möglich, der jungen Gräfin mit höflicherer Impertinenz zu sagen: »Sie werden in unserer Gesellschaft nur geduldet, Sie gehören eigentlich gar nicht hierher.«

Aurelie fühlte den Spott, der in diesen Worten lag, gerade jetzt sehr tief, denn Sie dachte: »Mein Gott, um welchen Preis habe ich das Recht erkauft, in diese glänzende Gesellschaft zu treten, die mich verachtet! Ach, ich habe

es mit meinem Lebensglück erkauft!« Aber sie bezwang sich und antwortete der Marquise lächelnd:

»Sie erweisen mir viel Ehre, Madame; ich weiß die Lobsprüche, mit denen Sie mich überhäufen, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen . . .«

Herr von Maillebois, der Verehrer der Marquise, unterbrach dieses Gespräch, das bereits in einen bittern Ton überzugehen begann. Der junge Cavalier hatte seit einiger Zeit viel bei der Gräfin cokettirt; Aurelie fand Gefallen an seinen Huldigungen, ohne sie im Ernst zu nehmen, es machte ihr Vergnügen, die Eifersucht der Damen zu erregen, die sie als eine Fremde betrachteten. Die Marquise von Baupréau ärgerte sich, denn sie hielt Aureliens Coketterie für den Magnet, der Herrn von Maillebois anzog; aber sie verbarg ihren geheimen Groll und sagte mit der größten Freundlichkeit:

»Gestehen Sie es nur, Herr von Maillebois, Sie wollen der lieben Gräfin über ihre reizende Toilette etwas Angenehmes sagen.«

»Nein, Madame,« erwiederte Maillebois lächelnd, »es thut mir unendlich leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich irren. Wenn ich mir erlaubte, der Frau Gräfin etwas Angenehmes zu sagen, so würde ich ihre Toilette, oder mit andern Worten die Geschicklichkeit ihrer Schneiderin gewiß nicht als Thema wählen; aber Madame de Villetaneuse ist eine Feindin jeder Schmeichelei: also bewundere ich und schweige.«

»Sie täuschen sich nicht,« antwortete Aurelie mit gezwungenem Lächeln: »ich fürchte die Schmeicheleien, selbst wenn sie so geistreich sind, wie Schmeicheleien nur seyn können.«

Die Marquise, deren Aerger immer größer wurde, erwiederte:

»Ich will mich der Gefahr aussetzen, für geistlos gehalten zu werden und die Schneiderin unserer lieben Gräfin mit vollen Backen loben; ich nehme mir die Erlaubniß, Madame de Villetaneuse zu versichern, daß ihre Toilette diesen Abend deliciös ist . . . und daß ihr Kleid . . . wie heißt dieser prächtige Stoff?«

»Es ist gewässerter Seidenstoff, wie Sie sehen,« antwortete Aurelie ganz naiv.

»Man muß gestehen, daß jetzt wunderschön gearbeitet wird,« fuhr die Marquise fort, indem sie Aurelie mit einem stechenden Blicke ansah. »Welch ein Fortschritt im Vergleich mit den Stoffen, die vor fünfzehn bis zwanzig Jahren gemacht wurden! Meine Mutter hat ihre Seidenwaaren aus dem Laden Ihres Herrn Vaters bezogen, und einen so schönen Stoff würde man damals gewiß nicht gefunden haben . . . Uebrigens muß man gestehen, daß der Laden Ihres Herrn Vaters eine sehr gute Auswahl geboten hat . . . Wie gesagt, der Fortschritt ist außerordentlich; man macht und sieht heutzutage gar wunderbare Sachen.«

Aurelie war sehr verlegen; aber wie peinlich ihr dieses Gespräch auch war, vergaß sie es bald, als sie Madame Bayeul am Arme des Grafen in den Salon kommen sah. Der Gatte der frechen Cokette folgte.

XIX.

»Ich komme zu Ihnen auf den Ball, um die elegante Welt zu mustern und Ihrer Frau, die jetzt die vornehme Dame spielt und die bürgerliche Gesellschaft nicht mehr besucht, einen Schrecken einzujagen,« hatte Madame Bayeul einige Tage vorher zu dem Grafen von Villetaneuse gesagt.

Der Graf, der von dieser Person eben so schmählich unterjocht wurde, wie vormals von Katharinen, konnte dem Verlangen der Madame Bayeul nicht widerstehen. Er wußte damals freilich noch nicht, daß sein Stelldichein in der Rue-Cendrier entdeckt worden war. Villetaneuse hatte sogleich nach der stürmischen Unterredung mit Aurelien und seinen Schwiegereltern in der Eile an Madame Bayeul geschrieben, das Ballfest werde nicht stattfinden. Wie leicht er sich auch über die einfachsten Anstandsregeln hinwegsetzte, wenn er von seinen niedrigen Leidenschaften beherrscht wurde, so fühlte er doch, daß die ohnedies schon sehr auffallende Einladung der Madame Bayeul unter den obwaltenden Verhältnissen für Aurelie im höchsten Grade kränkend seyn müsse. Aber die freche Cokette witterte in dem Absagebriefe des Grafen eine leere Ausflucht, und schickte sogleich ihren Pförtner in das Hôtel de Villetaneuse, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen. Als sie von ihrem Boten erfuhr, daß der Ball keineswegs abbestellt sey, hegte sie natürlich um so größeres Verlangen, diesem Feste beizu-

wohnen und sich der jungen Gräfin doppelt unangenehm zu machen.

Madame Bayeul war also zum größten Erstaunen und Aerger des Grafen erschienen. Es blieb ihm in seiner Verlegenheit die Wahl zwischen zwei Entschlüssen: er mußte der frechen Person entweder die Thür weisen, oder sich entschließen, sie der Gräfin vorzustellen. Er faßte murrend diesen letztern Entschluß, der scheinbar minder scandalös war, als der erstere, und führte sie in den Salon, wo Aurelie an der Seite der Marquise von Baupréau saß.

Aurelie, die nicht wußte, daß ihr Gemal einen Versuch gemacht hatte, das Erscheinen der Madame Bayeul zu verhindern, sah in dieser unerhörten Dreistigkeit eine neue Beschimpfung, und vermochte nur mit Mühe ihre Fassung zu behaupten.

Madame Bayeul glich mit ihrem Weinrebenkranz einer von Bacchus verführten Erigone; ihre langen, röthlichblonden Schmachtlocken fielen bis auf ihr ungebührlich tief ausgeschnittenes Kleid, das zu auffallend war, um geschmackvoll zu seyn. Der Schnitt des Kleides gab selbst dem oberflächlichsten Beobachter Gelegenheit, ihre blendend weißen Arme und Schultern und ihren sehr hübschen kleinen Fuß zu bewundern. So tänzelte sie frohlockend und frech cokettirend am Arme des Grafen durch den Salon. Villetaneuse schien auf der Folter zu seyn; er sagte zu seiner Frau:

»Liebe Aurelie, ich stelle Ihnen Madame und Herrn Bayeul vor.«

Der Letztere ging hinter seiner Frau, über die er um zwei Fuß hervorragte. Er verneigte sich, Madame Bayeul

hingegen sah Aurelie mit einem unverschämten Blicke an, und sagte mit schnippischem Tone:

»Madame, wir kennen uns schon, wir haben uns früher sehr oft bei Richardet, Duflot, Chamoussset und Anderen gesehen. Damals waren Sie noch nicht Gräfin ...«

»Madame,« antwortete Aurelie, die nur mit Mühe ihren Unwillen und Schmerz bekämpfte, »es ist möglich, daß wir uns in früherer Zeit gesehen haben, aber ich wundere mich sehr, Sie in meinem Hause zu sehen.«

»Wie!« erwiederte Madame Bayeul, »Sie wundern sich, mich in Ihrem Hause zu sehen? ... Was wollen Sie damit sagen?«

»Erlauben Sie, Madame, daß ich Sie in den Ballsaal führe,« sagte Heinrich von Villetaneuse, der sie fast mit Gewalt fortzog.

Madame Bayeul konnte nicht umhin, dem Grafen zu folgen, aber sie sah sich um und warf der Gräfin einen stechenden, herausfordernden Blick zu. Der lange, dürre Gemal ging wie ein Automat hinter ihr her.

Die Marquise von Baupréau weidete sich im Stillen an der peinlichen Verlegenheit, in welche Aurelie durch das Erscheinen der Madame Bayeul versetzt wurde; aber als sie bemerkte, daß Herr von Maillebois die junge Gräfin aufrichtig zu bedauern schien, sagte sie mit erheuchelter Gutmüthigkeit:

»In der That, Madame, ich theile Ihre Entrüstung. Ich begreife nicht, wie Herr von Villetaneuse Ihnen eine solche Person vorstellen kann! Sie werden mir vermuthlich antworten, er sey in diese impertinente Cokette vernarrt;

das finde ich nach dem hier Vorgefallenen höchst wahrscheinlich. Aber ich nehme mir die Erlaubniß, Ihnen zu bemerken, Madame, daß es für eine Frau, die sich achtet, sehr unangenehm ist, in ihrem Salon mit einer Person zusammenzutreffen, die wie eine Seiltänzerin gekleidet ist und mit Leuten, wie Duflot und Chamousset, umgeht, wo Sie das Vergnügen gehabt haben, sie kennen zu lernen. Diese alten Bekanntschaften mögen recht achtungswerth seyn, aber es bleibt doch immer unerhört, sich mit einer so unverschämten Person, die vermuthlich in einem Ladenzimmer auf die Welt gekommen ist, in Gesellschaft zu befinden.«

»Entschuldigen Sie, Madame,« erwiederte Aurelie tief gekränkt, aber mit Würde. »Sie haben wahrscheinlich vergessen, daß mein Vater einen Laden hatte, und daß Ihre Frau Mutter ihren Bedarf von ihm bezog.«

»Es ist wahr, Madame . . . aber Sie haben jetzt die Ehre, den Namen Villetaneuse zu führen, und haben Zutritt unter uns.«

Aurelie, die sich bis dahin mit großer Mühe beherrscht hatte, verlor nun die Fassung und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie war im Begriff sich zu entfernen und ihren Gemal die Honneurs machen zu lassen, als sie die laute Stimme des Kammerdieners Müller hörte, der in einem andern Salon meldete:

»Se. Durchlaucht der Prinz Carl Maximilian.«

XX.

Die Gräfin von Villetaneuse erschrak, erröthete, als sie den Prinzen Carl Maximilian, der dem Brieffragment zufolge längst auf seiner Zerstreuungsreise in den Orient seyn mußte, in dem Nebenzimmer melden hörte. Dieses so unerwartete Erscheinen des Prinzen weckte in ihr den höchst gefährlichen, aber instinctartigen und fast unwillkürlichen Gedanken: »Ich habe heute Spott, Hohn und Verachtung ertragen: diese vornehmen Damen machen mir meine bürgerliche Herkunft zum Vorwurf; der Prinz wird mir Genugthuung verschaffen . . . er liebt mich!«

Die junge Frau wurde nun plötzlich ganz umgewandelt; ihre vorhin mit Thränen gefüllten Augen funkelten, ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Gesichtszüge nahmen den Ausdruck stolzen Selbstgefühls an. Sie stand auf, als der Prinz aus dem Nebenzimmer in den Salon trat. Die Marquise von Baupréau sah sie verwundert an und sagte zu der jungen Gräfin:

»Der Prinz Carl Maximilian ist also wieder in Paris? Es hat Niemand etwas davon gewußt. Se. Durchlaucht muß erst heute angekommen seyn . . .«

»Wahrscheinlich und wie Sie sehen, macht Se. Durchlaucht den ersten Besuch *in meinem Hause*,« antwortete Aurelie mit stolzem, ungezwungenem Tone, und sie sagte die Worte: »in meinem Hause«, mit einem Nach-

druck, der zu sagen schien: Sie sehen, Frau Marquise, daß er früher in mein Haus kommt, als in das Ihrige!

Der Prinz Carl Maximilian erschien in bürgerlicher Kleidung; er war noch immer ein schöner stattlicher Mann, obgleich sein Gesicht etwas abgemagert und blaß war. Im Salon befinden sich nur die Marquise, Herr von Maillebois, Aurelie und Madame Bayeul mit ihrem würdigen Gatten. Die beiden Letztern standen am Fenster und sprachen leise mit einander; es schien fast, als wollte Bayeul seiner Frau einen abenteuerlichen Plan ausreden. Der Prinz näherte sich in Begleitung des Grafen von Villetaneuse und begrüßte die Dame vom Hause.

»Frau Gräfin,« sagte er, sich sehr höflich verneigend, »ich befinde mich seit vorgestern in Paris; ich erfuhr, daß Sie einen Ball geben, und obgleich mir die Ehre einer Einladung nicht zu Theil geworden ist, so ergreife ich doch mit Vergnügen diese Gelegenheit, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeigen.«

Aurelie wurde sehr verlegen; sie machte eine tiefe Verbeugung, aber sie wußte keine Worte zu finden.

In diesem Augenblicke erschien Müller mit einem Teller voll Erfrischungen in der Thür, warf einen forschenden Blick auf die Gruppe und entfernte sich wieder. Villetaneuse kam der Verlegenheit seiner Frau zu Hilfe und antwortete:

»Ew. Durchlaucht sind zu gütig; die Ehre, welche Sie uns erweisen, erfüllt uns mit dem innigsten Dank.«

»Ew. Durchlaucht haben uns in der That eine sehr freudige Ueberraschung bereitet,« setzte Aurelie schüchtern hinzu.

Carl Maximilian begrüßte nun die Marquise, die mit einem aus der Rococozeit stammenden majestätischen Knix antwortete. Aurelie konnte es nicht unterlassen, eine kleine Rache an der hochmüthigen Dame zu nehmen; sie wußte, daß sie ihren Stolz verletzen würde, wenn sie sie dem Prinzen vorstellte. Sie nahm daher ihre zuversichtliche Haltung wieder an und sagte:

»Erlauben Sie, gnädigster Herr, daß ich Ihnen die Frau Marquise von Baupréau vorstelle.«

Die Marquise verschluckte ihren Aerger und machte eine zweite anstandsvolle Verbeugung.

»Frau Marquise,« erwiederte Carl Maximilian, »es wird mich jederzeit freuen, die Bekanntschaft mit Personen zu erneuern, die bei der Gräfin von Villetaneuse Zutritt haben.«

»Wenn das ist, gnädigster Herr, so benutze ich die Gelegenheit mich selbst vorzustellen!« sagte plötzlich eine Stimme.

Es war die Stimme der Madame Bayeul, die ungeachtet der Gegenvorstellungen ihres Mannes durchaus mit dem Prinzen sprechen wollte; sie meinte, daß sie es so gut könne, wie eine Andere.

Aurelie konnte ihren Unwillen nicht verbergen; die Aufwallung ihres Zornes entging dem Prinzen keineswegs, sein bis daher sehr freundliches Gesicht verfinsterte sich plötzlich; er sah sich um und maß Madame Bayeul mit einem kalten erstaunten Blick.

»Lieber Graf,« sagte er zu Villetaneuse, »wer ist diese Dame?«

»Es ist . . . Madame Bayeul,« erwiederte Villetaneuse sehr verlegen.

»Ah so!« sagte der Prinz, kehrte der kecken kleinen Person den Rücken und setzte sein Gespräch mit Aurelien fort.

Madame Bayeul, die trotz ihrer Frechheit die Fassung verlor, nahm den Arm ihres Mannes und verließ den Salon in dem Augenblicke als Müller, der scheinbar sehr diensteifrig war, in der Thür stehen blieb und den Prinzen und Aurelie beobachtete.

»Was! keinen Augenblick allein!« sagte Müller zu sich. »Die Sache wird langweilig, wir müssen rascher zu Werke gehen!«

Der Kammerdiener verschwand wieder.

Carl Maximilian hatte in einem Fauteuil Platz genommen. Aurelie und die Marquise von Baupréau hatten sich wieder in das Sopha gesetzt. Villetaneuse und Maillebois standen.

»Frau Gräfin,« sagte der Prinz, »in Ihrem Glück haben Sie gewiß vergessen, daß schon ein Jahr verflossen ist, seit ich die Ehre hatte Sie zum ersten Male zu sehen. Ich weiß nicht wie es zugeht, aber mir ist dieses Jahr außerordentlich lang vorgekommen . . . Verzeihen Sie, daß ich mich noch nicht nach dem Befinden Ihrer Eltern erkundigt habe. Wo sind sie denn?«

»Ich danke gehorsamst für die huldreiche Erinnerung,« antwortete Aurelie; »meine Eltern sind diesen Abend unwohl und konnten auf dem Ball nicht erscheinen.«

»Ich hoffe, daß diese Unpäßlichkeit nicht bedenklich seyn wird,« erwiederte der Prinz mit lebhafter Theilnahme.

»Nein, gnädigster Herr, es hat nichts zu bedeuten. Ich danke im Namen meiner Eltern für die gütige Theilnahme, die Ew. Durchlaucht ihnen zu erweisen geruhen,« antwortete Aurelie mit einer Befangenheit, welche sie kaum zu verbergen vermochte.

Aurelie hatte sich nicht getäuscht . . . der Prinz bot ihr bereits reichen Ersatz für alle erduldeten Leiden: er entschädigte sie für die Treulosigkeit ihres Gatten; er rächte sie an der Marquise von Baupréau und an Madame Bayeul, er verschaffte ihr Genugthuung für die Demüthigungen, die ihr der aristokratische Stolz der Marquise bereitet hatte. Seine Worte hätten auf ihr Gemüth keinen tiefern Eindruck machen können, wenn sie auf ihre jetzige Stimmung und Verhältnisse berechnet gewesen wären. Sie wurde immer befangener, ihre Wangen färbten sich mit höherer Glut, ihr Busen wogte, und sie würde sich vielleicht verrathen haben, wenn nicht in den Salons, die der Gallerie zunächst waren, plötzlich ein heftiger Tumult entstanden wäre.

»Feuer! Feuer!« riefen mehre Stimmen, und eine unglaubliche Verwirrung entstand in allen Gemächern.

XXI.

Carl Maximilian, die Marquise von Baupréau, die Gräfin von Villetaneuse, ihr Gemal und Herr von Maillebois, welche sich in dem kleinen Salon befanden, waren in dem ersten Augenblicke bestürzt und unschlüssig. Aber kaum war der Feuerlärm entstanden, so stürmte eine Schaar von Gästen herein, denn der kleine Salon war von dem Feuer ziemlich weit entfernt. Madame Bayeul war unter den Ersten, welche die Flucht ergriffen hatten.

Wie groß auch der Tumult und die Verwirrung war, so konnte Aurelie doch bemerken, daß der Graf sogleich auf Madame Bayeul zueilte, um sie in Schutz zu nehmen und aus dem Getümmel zu entfernen.

Sobald der Feuerlärm entstand, trat Müller hastig ein, drängte sich zu dem Prinzen und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

»Elender!« sagte Carl Maximilian halblaut, indem er einen zürnenden Blick auf seinen Diener warf.

»Gnädigster Herr,« antwortete Müller leise, »Ihre Rolle ist superb! Führen Sie die Gräfin aus dem Gedränge und folgen Sie mir.«

Diese wenigen Worte wurden mitten in dem Tumult gewechselt. Die Verwirrung stieg mit jedem Augenblicke; eine zahlreiche Schaar von Gästen stürmte heran, denn schon begann der Rauch in den kleinen Salon zu dringen. Aurelie

konnte in dem Gedränge leicht von dem Prinzen getrennt werden; Carl Maximilian eilte daher auf sie zu, umschlang sie mit einem Arme, um sie gegen das Andrängen der durcheinander wogenden Menschenmasse zu schützen, und sagte hastig zu ihr:

»Kommen Sie, Madame! kommen Sie!«

»O, ich ersticke!« lispelte Aurelie, die in ihrem Schrecken beinahe das Bewußtseyn verlor. Eine Zögerung konnte gefährlich werden, denn der Rauch wurde mit jedem Augenblicke stärker, die Hitze drückender. Aurelie ließ sich daher ohne Widerstand von dem Prinzen wegführen. Dieser ließ den Kammerdiener, der sich mit Mühe durch die Menge drängte, nicht aus den Augen. Plötzlich rief Müller:

»Rette sich wer kann! . . . Das Feuer ist auch ins Vorzimmer gedrungen!«

Diese Worte trieben die Fliehenden zurück. Der Prinz fürchtete, wie die Uebrigen, eine neue Gefahr und wollte ebenfalls umkehren, aber Müller hielt ihn zurück und flüsterte ihm ins Ohr:

»Es ist nur eine Kriegslist . . . Folgen Sie mir, gnädigster Herr . . . Nur noch eine Anstrengung!«

Die Anstrengung wurde durch das Zurückweichen der Fliehenden erleichtert, und nach einigen in dem dicken Rauch gemachten Schritten betrat der Prinz mit der fast ohnmächtigen Aurelie einen ganz dunkeln Corridor.

»Gnädigster Herr, gehen Sie an der Wand fort . . . ich gehe voran . . . Dieser Gang führt in den Garten . . . ich werde die Thür aufschließen.«

Müller eilte voran.

»Madame,« sagte Carl Maximilian zu der Gräfin, die er umfaßt hielt. »Fassen Sie Muth, Sie sind gerettet.«

Aurelie antwortete nichts; ihre letzten Kräfte waren erschöpft in dem fürchterlichen Gedränge, und sie verlor völlig die Besinnung.

Müller hatte inzwischen die Thür des dunkeln Ganges geöffnet. Die Bäume und Rasenplätze des Gartens waren mit dem röthlichen Widerschein des hell auflodernden Feuers übergossen.

»Müller!« rief der Prinz bestürzt; »sie ist ohnmächtig . . . Mein Gott! wohin sollen wir sie bringen? das Hôtel steht in Flammen!«

Müller eilte herbei.

»Wehe Dir, Elender!« sagte Carl Maximilian mit innerer Entrüstung und hielt Aurelie unter den Armen. Der Kammerdiener faßte die Gräfin bei den Füßen und antwortete seinem Herrn, ohne dessen Vorwürfe zu beachten:

»In einem Nachbarhause werden wir ein Obdach für die Gräfin finden; kommen Sie, gnädigster Herr.«

Der Prinz und der Kammerdiener verließen den Corridor und trugen Aurelie durch den Garten. Die Fenster des Erdgeschosses, welche durch die brennende Gallerie versperrt waren, boten den vor dem Feuer fliehenden Gästen keinen Ausweg; aber Müller, der alle Ausgänge genau kannte, hatte den Prinzen durch einen Seitengang geführt, und so erreichten sie bald die Gartenthür.

Dem Garten gegenüber stand ein unscheinbares Haus,

in welchem Clara kurze Zeit vorher auf Müller's Befehl eine kleine Wohnung gemiethet hatte. Er öffnete die niedrige Hausthür mittelst eines Hauptschlüssels, während der Prinz die noch immer ohnmächtige Aurelie in seinen Armen hielt. Dann schloß der würdige Diener mit demselben Hauptschlüssel eine Zimmerthür im Erdgeschoß auf, und trug die Gräfin mit Hilfe seines Herrn auf ein Sopha. In dieser bequem eingerichteten kleinen Wohnung waren im voraus Wachskerzen angezündet und im Camin brannte ein gutes Feuer.

»Jetzt werden mir Ew. Durchlaucht Alles verzeihen,« sagte Müller frohlockend. »Der Dank einer Dame, die man aus einer großen Gefahr gerettet, kennt keine Grenzen.«

»Bube!« zürnte der Prinz und warf einen vernichtenden Blick auf den ganz verblüfften Kammerdiener. »Lauf augenblicklich in das Hôtel, und beruhige Herrn und Madame Jouffroy über das Schicksal ihrer Tochter. Führe die Eltern der Gräfin hierher . . . O, Du sollst mir eine furchtbare Rechenschaft ablegen!«

Müller verneigte und entfernte sich.

»Wahrhaftig,« sagte er im Fortgehen zu sich, »der Prinz ist blöde geworden, wie ein Schulknabe. Er möchte gern Wochen, Monate lang girren und schmachten. Das wäre gar zu langweilig für ihn, ich muß ihm wider seinen Willen zu Hilfe kommen. Er wird einsehen, wie viel er mir zu danken hat . . .«

XXII.

Als die Gräfin von Villetaneuse aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, befand sie sich in halb liegender Stellung auf einem Sopha. Carl Maximilian kniete vor ihr und hielt das Kissen, auf welchem ihr fieberhaft glühender Kopf ruhte.

»Wo bin ich?« lispelte Aurelie mit matter Stimme, indem sie sich aufrichtete und ihre Gedanken zu sammeln suchte. »Was ist vorgegangen? . . . Ah! jetzt erinnere ich mich: das Feuer hatte eine furchtbare Verwirrung hervorgebracht . . . Aber meine Eltern! Ich beschwöre Sie, gnädigster Herr . . .«

»Beruhigen Sie sich, Madame,« antwortete Carl Maximilian, »Ihre lieben Eltern sind nicht in Gefahr.«

Da Aurelie durch Geberden ihren Zweifel ausdrückte, setzte er hinzu:

»Ich habe einen zuverlässigen Mann in Ihr Hôtel geschickt; er hat Ihre Eltern gesehen, sie sind außer aller Gefahr, ich schwöre es Ihnen; man hat sie auch von Ihrem Aufenthalte in Kenntniß gesetzt; sie werden bald hier seyn.«

»Aber wo bin ich denn?«

»Ganz nahe bei Ihrem Hôtel, Madame. Ich war so glücklich, mit Ihnen durch den Ballsaal und dann durch den Garten entkommen zu können. Die Gefälligkeit einer Person, die in diesem Hause wohnt, machte es mir möglich, Sie hierher in Sicherheit zu bringen. Ich ließ mich

sogleich nach Ihren lieben Eltern erkundigen und ihnen die Versicherung geben, daß Sie der Gefahr glücklich entgangen sind. Sie werden sie bald sehen, und können sich mit ihnen nach Hause begeben, sobald Sie sich vollkommen wieder erholt haben.«

»O, tausend Dank, gnädigster Herr! Sie haben an Alles gedacht, und Ihnen verdanke ich meine Rettung!« — Aber plötzlich dachte sie an die traurigen Ereignisse dieses Tages und an die Zukunft, die sie ihr zu versprechen schienen, und sie setzte hinzu: »Ach! es wäre besser, wenn Sie mich nicht gerettet hätten!«

»Madame, was sagen Sie?«

»Ach! wenn Sie wüßten!«

»Ich weiß Alles! ich bin daher sogleich nach Paris geeilt . . .«

»Wie! gnädigster Herr . . .«

»Ich weiß was Sie leiden, was Sie gelitten haben; und diese Leiden sah ich voraus, als ich die Ehre hatte, Zeuge bei Ihrer Vermälung zu seyn.«

»Wie! Sie sahen schon voraus . . .«

»Ja, ich kannte den Grafen schon lange als vergnügten Gesellschafter; aber er besaß nach meiner Ansicht keine von den Eigenschaften, welche im Stande sind, das Glück einer edlen, zartfühlenden Gattin zu sichern. Leider haben mich meine Ahnungen nicht getäuscht!«

»Leider, nein,« erwiederte Aurelie mit tiefem Schmerz. »Hat der Graf zuerst an mich gedacht, als der Feuerlärm entstand, und ich nebst so vielen Andern in Lebensgefahr war? Nein, er hat . . .«

»Er hat zuerst an die freche Cokette gedacht, die er Ihnen vorgezogen hat!« setzte der Prinz hinzu; »ich habe es gesehen.«

»Ach! gnädigster Herr, ich sagte Ihnen ja, es wäre besser gewesen, wenn Sie mich in dem Rauch hätten ersticken lassen!« sagte die Gräfin und brach in Thränen aus. »Mein Gott! welche Zukunft steht mir bevor!«

»Madame,« erwiederte der Prinz mit dem Tone inniger Theilnahme, »als ich Ihr Unglück erfuhr, beschloß ich nach Paris zu gehen, bevor ich eine weite Reise antrete, zu welcher bereits alle Vorkehrungen getroffen sind.«

Diese Worte erinnerten Aurelie an die geheime Liebe des Prinzen, an die zugleich so leidenschaftliche und so zarte, zurückhaltende Liebe, welche für sie der harmlose Trost in ihrem Kummer seyn sollte, als sie Carl Maximilian nicht wiederzusehen glaubte. Aber nun war er da, er hatte ihr bereits glänzende Genugthuung gegeben für die empfindlichen Beleidigungen, die ihr vor seinem Erscheinen im Salon zu Theil geworden waren; er hatte sie aus einer großen Gefahr gerettet . . . und er war nach Paris gekommen, weil er gehört hatte, daß sie unglücklich sey!

So viele Beweise der innigsten Zuneigung und Ergebenheit von Seiten eines Mannes, der nie ein zärtliches Wort zu ihr gesprochen, vermehrten die Verlegenheit Aureliens; tausend verworrene Gedanken beunruhigten sie und erfüllten ihr Herz mit widerstreitenden Gefühlen; sie hatte eine dunkle Ahnung von neuen Kämpfen und Gefahren. Wie fest sie auch entschlossen war, ihrer Pflicht und Ehre treu zu bleiben, so fühlte sie sich doch gerührt durch eine Liebe, deren Geheimniß sie ohne Wissen des Prinzen zu be-

sitzen glaubte; sie fragte sich mit Bangigkeit, was für Absichten er wohl haben könne. Sie antwortete daher gedankenlos, um nur etwas zu sagen und ihre Befangenheit zu verbergen:

»Sie nehmen Theil an meinem Kummer, gnädigster Herr. Wie sind Sie davon unterrichtet worden?«

»Madame, ich kann und will Ihnen nichts verhehlen . . . Sie haben in Ihrem Dienste einen Kammerdiener, Namens Müller?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Er ist sehr lange bei mir gewesen.«

»Wie! Müller?«

»Ja, Madame; ich konnte auf seine Verschwiegenheit zählen. Ich war sehr besorgt um Sie, denn ich kenne den Grafen; ich mußte am Tage nach Ihrer Vermälung abreisen, und sagte zu Müller: »Suchen Sie zu dem Grafen von Villetaneuse in Dienst zu treten; Sie haben ein scharfes Auge, und können in die häuslichen Verhältnisse Ihrer neuen Herrschaft sehr leicht eingeweiht werden. Statten Sie mir regelmäßig Bericht darüber ab, wie sich der Graf gegen seine Gemalin benimmt . . . und . . .« Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Madame; es muß Sie empören, daß ich in Ihrem Hause einen Kundschafter aufstellte . . .«

»Gnädigster Herr . . .«

»Ich gestehe, daß ich mich nur mit Widerstreben zu dieser Maßregel entschloß; aber meine Besorgniß um Ihre Zukunft brachte meine Bedenklichkeiten zum Schweigen. Sie werden vielleicht fragen, mit welchem Rechte ich mich, nach-

dem ich Sie nur zweimal gesehen, in Ihre Angelegenheiten mischte . . .«

»Gnädigster Herr, ich . . . ich weiß nicht . . .«

»Ich bitte Sie, Madame, lassen Sie mich das Geheimniß meiner innigen, ehrerbietigen Theilnahme an Ihrem Schicksal bewahren,« antwortete der Prinz mit Wehmuth. »Dieses Geheimniß soll mit mir sterben; ich habe nur eine Bitte: Betrachten Sie mich immer als Ihren besten, treuesten Freund.«

Diese letzten Worte sprach Carl Maximilian mit so innigem und doch so angemessenem Ausdruck, daß Aurelie, die eine Liebeserklärung gefürchtet hatte, freier aufathmete; sie fühlte unaussprechlichen Dank gegen den Prinzen, der ihr die Verlegenheit ersparte, in welche eine ehrenhafte Frau durch ein unstatthaftes Geständniß immer versetzt wird. Sie erwiederte mit wehmüthigem Lächeln:

»Gnädigster Herr, der große Dienst, den Sie mir heute erwiesen, überzeugt mich noch mehr als Ihre Worte von der huldvollen Theilnahme, welche Sie für mich hegen.«

»Wie danke ich Ihnen für diese Antwort! Ich weiß nur, daß Sie von meiner Freundschaft, von meiner innigen Theilnahme überzeugt sind, und kann jetzt ohne Zwang mit Ihnen reden . . . Sie wissen also, Madame, daß ich Ihre traurige Lage kenne; mein Wunsch, mein sehnlichster Wunsch wäre, Ihnen zu einem erfreulichen Wechsel Ihrer Verhältnisse behilflich zu seyn; sobald als ich über Ihre Zukunft beruhigt seyn kann, trete ich meine Reise in den Orient an, und vielleicht . . .«

Der Prinz wurde durch die Stimme Müller's unterbrochen, der die Thür öffnete und gravitätisch meldete:

»Der Herr Graf von Villetaneuse!«

XXIII.

Carl Maximilian, über das unerwartete Erscheinen des Grafen und zumal über die Anmeldung durch Müller sehr erstaunt, verlor die ihm sonst unter allen Verhältnissen eigene Ruhe und Fassung; er sprang schnell von seinem Sessel auf und trat dem Grafen entgegen. Aurelie zitterte, als sie ihren Gemal erblickte, obgleich sie sich nichts vorzuwerfen hatte.

Villetaneuse verneigte sich tief vor dem Prinzen und sagte mit höhnischer Ruhe:

»Ich bitte Ew. Durchlaucht tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihr zärtliches Tête-à-Tête unterbreche, aber . . .«

»Herr Graf,« fiel ihm Carl Maximilian ernst verweisend ins Wort, »Sie beleidigen Ihre Gemalin . . .«

»Großer Gott, ich bin verloren!« seufzte die Gräfin, die wohl fühlte, daß der Schein gegen sie war.

»Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin,« sagte Carl Maximilian mit Würde; »es wird sich Alles aufklären, und wenn Ihr Gemal die Ursache Ihrer Anwesenheit erfährt, wird er seinen schmählichen Argwohn tief bedauern . . . Ich . . .«

»Erlauben Sie, gnädigster Herr,« entgegnete Villetaneuse, den Prinzen unterbrechend. »Wir Pariser Ehe-

männer sind die besten Leute von der Welt; unsere Gutmüthigkeit ist sprichwörtlich geworden; aber wenn wir, wie der brave Orgon, gesehen . . . mit unseren eigenen Augen gesehen haben . . .«

»Wie!« erwiederte der Prinz empört, »Sie wagen es noch, trotz meiner förmlichen Erklärung zu behaupten . . .«

»Mein Gott! nein, ich behaupte gar nichts mehr, gnädigster Herr; es ist ohnedies schon genug . . . sogar schon viel zu viel.«

»Herr Graf, Sie sind ein Edelmann,« sagte der Prinz leise und drohend; »das Beharren in Ihrem Argwohn ist für Ihre Gemalin eine abscheuliche Verleumdung und für mich eine Beleidigung . . . diese Beleidigung gleicht den Standesunterschied aus, der uns trennt . . . Sie verstehen mich?«

»Ja wohl; Ew. Durchlaucht wollen mir die Ehre erweisen, sich mit mir zu schlagen.«

»Ein Duell!« rief Aurelie, erschrocken aufspringend. »Ich schwöre Ihnen bei Gott, daß ich unschuldig bin! Ich habe . . .«

»Liebe Aurelie,« erwiederte der Graf, indem er seine Gemalin bei der Hand nahm und wieder zu dem Sopha führte, »beruhigen Sie sich, ich werde mich mit Sr. Durchlaucht nicht schlagen; Sie haben weder für sein Leben noch für das meinige etwas zu fürchten. Ich gehöre nicht zu den rachsüchtigen Ehemännern, die den Tod der Sünders verlangen, und noch weniger fordere ich den Tod der Sünderin, wenn sie so schön ist wie Sie.«

»Herr Graf,« sagte Carl Maximilian mit größerer

Ruhe, »ich gestehe, daß Ihr Argwohn, wie beleidigend er auch ist, durch den Schein gerechtfertigt wird. Ich hoffe Sie werden meinen Worten glauben, wenn ich Ihnen erkläre, wie . . .«

»Tausend Dank, gnädigster Herr! Bemühen Sie sich nicht; meine Erfahrung in solchen Dingen macht jede Erklärung überflüssig. Unter uns gesagt, ist es für einen armen Ehekrüppel schon sehr fatal, eine solche Erklärung anhören zu müssen.«

»Herr Graf, nehmen Sie sich in Acht!«

»Ich bitte Ew. Durchlaucht inständigst, nicht so viel zu sprechen: der Polizeicommissär befindet sich im Nebenzimmer.«

»Was sagen Sie?« rief der Prinz bestürzt, »der Commissär . . .«

»Befindet sich im Nebenzimmer, in Gesellschaft meines lieben Schwiegervaters und meiner nicht minder theuern Schwiegermama; aber es wird Alles in der anständigsten Weise abgethan werden, wenn Ew. Durchlaucht gelassen bleiben.«

»O, welche Schmach!« schluchzte Aurelie, »ich bin vor der Welt entehrt!«

Carl Maximilian war im höchsten Grade bestürzt, nicht als ob diese unerwartete Wendung seinen Absichten geschadet hätte; dieser Vorfall förderte vielmehr seinen Plan über alle Erwartung; aber das Aufsehen, das öffentliche Aergerniß war ihm unangenehm; er bedauerte zumal die Gräfin, die ungeachtet ihrer Schuldlosigkeit für treulos gelten und das unwürdige Benehmen des Grafen in den Augen der Welt gewissermaßen rechtfertigen mußte.

Villetaneuse brach das Stillschweigen und sagte zu dem Prinzen:

»Gnädigster Herr, da ich Ihre ferneren Absichten nicht kenne, so mußte ich einen Beamten von dem Vorgange in Kenntniß setzen, um Ihr sträfliches Verhältniß zu meiner Frau nöthigenfalls rechtskräftig zu beweisen.«

»Herr Graf, ich gebe Ihnen noch einmal mein Wort, daß ich . . .«

Aurelie ließ den Prinzen nicht ausreden, ihr tief verletztes Selbstgefühl gab ihr die Kraft, der schmachvollen Anklage mit Würde entgegenzutreten; sie stand auf, nahm ihren Gemal beim Arm und führte ihn zu den brennenden Kerzen, deren helles Licht nun auf ihr Gesicht fiel.

»Sehen Sie mich an,« sagte sie zu ihm, »und sagen Sie, ob Sie auf meinem Gesicht die Beschämung, die Furcht oder Reue einer Schuldigen lesen?«

Aurelie stand mit stolzem Anstande vor ihm, ihre klaren Augen waren fest auf ihn gerichtet. Aus jedem ihrer Worte, aus ihrem Blicke sprach ihre Schuldlosigkeit, ihr gekränktes Ehrgefühl; wer hätte noch an der Tugend dieses herrlichen Wesens zweifeln können?

»Mein Gott, wie schön ist sie!« sagte Carl Maximilian tief bewegt. »Mein Leben, mein ganzes Leben soll ihr gewidmet seyn!«

In diesem Augenblicke war es ihm wirklich Ernst damit.

Heinrich von Villetaneuse führte seine Gemalin wieder zum Sopha und sagte mit der größten Gelassenheit:

»Liebe Aurelie, Sie sind schön wie ein Engel; Sie wissen die Entrüstung der beleidigten Tugend vortrefflich zu

spielen. Diese gerechte Anerkennung kann ich Ihren äußerlichen und geistigen Vorzügen nicht versagen; aber wir dürfen unsere Angelegenheit darüber nicht vergessen.«

»O, das ist schrecklich!« jammerte Aurelie, die Hände ringend. »Wer wird mir glauben? Was soll ich sagen, um meine Schuldlosigkeit zu beweisen?«

»Darin besteht eben die Schwierigkeit Ihrer Lage,« erwiederte Villetaneuse; »denn ich glaube Ihnen gar nicht, und ich bin doch am meisten in der Sache betheiligt.«

»Was liegt mir an Ihrer Achtung! Sie sind ein erbärmlicher Wicht!« sagte Aurelie schluchzend, aber mit tiefer Entrüstung. »Aber die Achtung der guten Menschen zu verlieren, das kränkt mich!«

»An wem ist die Schuld?« erwiederte der Graf. »Ich finde Sie hier in unerlaubtem Alleinseyn mit Sr. Durchlaucht, ich lasse nöthigenfalls die Thatsache amtlich bestätigen, und Sie sind auf immer entehrt. Dies haben Sie der allzu leichten Hingebung Ihres Herzens zuzuschreiben.«

»Elender! Jetzt wird mir Alles klar!« sagte der Prinz mit der äußersten Entrüstung. »Sie sind von der Schuldlosigkeit Ihrer Gemalin überzeugt, aber Sie benutzen den falschen Schein, um auf das Scandal zu speculiren!«

»Gnädigster Herr, diese Worte sind stark, aber ich werde meine Ruhe nicht verlieren. Ew. Durchlaucht verführen meine Frau, und werden zornig? Das würde man sogar in dem ernsten Deutschland spaßhaft finden; aber auf Ehre, hier in Frankreich ist es zum Kranklachen!«

»Verdammt! . . .«

»Es geht einmal so in der Welt, gnädigster Herr: man verführt eine Frau, man wird von dem Manne ertappt, man läugnet die Thatsache, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, sich der Verführten anzunehmen.«

»Welche Frechheit! . . . Sie wagen es!«

»Ich wage die ganz gehorsamste Frage, was Ew. Durchlaucht mit meiner Frau anzufangen gedenken; denn sie ist jetzt in der Achtung der Welt verloren, und die Ehre gebietet mir, mich auf immer von ihr zu trennen.«

»Unverschämter!«

»Noch ein Wort, gnädigster Herr. Wenn ich von Ihrem Zartgefühl etwa mit Unrecht erwarte, daß Sie eine junge Frau von neunzehn Jahren, die Sie verführt, nicht ohne Hilfe und Stütze der allgemeinen Verachtung preisgeben werden; wenn Sie so herzlos wären, Madame de Villetaneuse zu verlassen, so erkläre ich Ihnen geradezu, daß ich die Sache aufs Aeußerste treiben würde. Die Schmach eines scandalösen Scheidungsprozesses würde auf Sie zurückfallen; ja, ich würde den Polizeibeamten hereinrufen, und ein Protokoll über den Vorgang aufnehmen lassen. Wenn Sie sich hingegen als Mann von Ehre benehmen, wenn Sie mir Ihr Wort geben, wenigstens über die Zukunft der Unglücklichen, die Sie entehrt haben, zu wachen; wenn Sie mir versprechen, Paris mit ihr sobald als möglich, noch heute zu verlassen, so nehme ich die bei der Behörde bereits überreichte Klage zurück, und erstickе dieses im Entstehen begriffene Scandal. Möge sie nach dieser fruchtbaren Lection zu einem bessern Leben zurückkehren!«

»Leider,« erwiederte der Prinz, »habe ich nicht das Recht, die Gräfin von Villetaneuse unter meinen Schutz zu

nehmen; ich würde dadurch eine schändliche Verleumdung zur Wahrheit machen.«

»Diese Ausflucht, gnädigster Herr, ist allerdings sehr schlau, aber keineswegs ehrenhaft; ich erkläre Ihnen also, daß ich . . .«

»Genug! Ich verbiete Ihnen, meine Ehre auch nur mit dem leisesten Argwohn anzutasten! Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu thun; ich sage der Gräfin von Villetaneuse,« setzte Carl Maximilian, sich zu Aurelien wendend, mit dem Ausdrucke tiefen Gefühls hinzu: »Madame, wenn Sie in der peinlichen Lage, die Ihnen durch eine schmachvolle Verleumdung bereitet wird, in Begleitung Ihrer Eltern Frankreich verlassen wollen, so werde ich mich glücklich schätzen, mit Ihrem Vertrauen beehrt zu werden, und wenn Ihnen mein Vorschlag genehm ist, so lasse ich Sie durch meinen ersten Adjutanten, den Herrn Obersten Walter, zu meiner Schwester, der Herzogin von ** begleiten. Sie werden dort mit Ihren Eltern die freundlichste, rücksichtsvollste Aufnahme finden; ich werde Sie meiner Schwester ganz besonders empfehlen, und dann meine Reise in den Orient antreten. Sie würden mir durch die Annahme dieses Vorschlags wenigstens einigen Trost bieten in meinem Kummer über das unverschuldete Unglück, das Sie betroffen.«

»Jetzt bin ich mit Ihnen zufrieden, gnädigster Herr,« sagte Heinrich von Villetaneuse mit frechem Hohn; »ich gestehe, daß ich Unrecht hatte, Sie einer Verletzung der Pflichten, die Ihnen die Ehre gebietet, fähig zu halten; ich wünsche nur, daß Madame de Villetaneuse an ihrem Verführer eine Stütze finden möge! . . . Unter dieser Bedingung ziehe ich meine Klage zurück, und willige in eine

gütliche Scheidung ... Sie sind also entschlossen, Madame,« sagte er zu der tief erschütterten Aurelie, die wieder einer Ohnmacht nahe war, »Sie sind also entschlossen, Paris noch heute zu verlassen und nach Deutschland zu gehen?«

»Was weiß ich! . . . Lassen Sie mich! ich kann keinen Gedanken fassen!« antwortete die junge Gräfin außer sich. »Gehen Sie! Ihr Anblick raubt mir sonst den Verstand . . . O, verwünscht sey der Tag, wo ich Ihnen meine Hand reichte!«

»Madame, das sind leere Worte. Klagen über die Vergangenheit sind keine Antwort . . . Willigen Sie unter den Bedingungen, heute noch Paris zu verlassen, in eine gütliche Scheidung?«

»Haben Sie doch Mitleid mit ihr! Sie bringen sie ja um!« sagte Carl Maximilian, als er Aurelie schluchzen sah.

»Madame,« wiederholte Villetaneuse, »nehmen Sie den Vorschlag Sr. Durchlaucht an, oder nicht?«

»Ach! ich muß wohl . . . Diese Schmach ertrage ich nicht!« antwortete die Gräfin und verbarg ihr Gesicht in den Kissen des Sophas.

Villetaneuse, der immer ganz gleichgiltig blieb, öffnete die Thür und sagte laut:

»Herr Commissär, ich nehme meine Klage zurück . . . Sie können uns verlassen . . . Herr und Madame Jouffroy, belieben Sie hereinzukommen.«

Aurelie eilte ihren bestürzten Eltern entgegen und rief: »Ich bin unschuldig!«

Aber diese neue Erschütterung war zu viel für ihre erschöpften Kräfte, sie verlor das Bewußtseyn und sank in die Arme ihrer Eltern.

XXIV.

Gegen das Ende des Tages, der dem Ballfeste der Gräfin von Villetaneuse folgte, hatte der Prinz Carl Maximilian, der, wie gewöhnlich, im Elysée-Bourbon wohnte, folgende Unterredung mit dem Obristen Walter, seinem ersten Adjutanten:

»Herr Obrist, ich wünsche Sie mit einer wichtigen Sendung zu beauftragen. Diesen Abend um sechs Uhr steigen Sie in einen meiner Reisewagen und holen die Gräfin von Villetaneuse nebst ihren Eltern ab.«

»Sehr wohl, gnädigster Herr.«

»Eine Viertelstunde früher schicken Sie einen Courier voraus, der auf der Straße nach Deutschland die nöthigen Postpferde bestellt. Es wird von dem Wunsche der Gräfin oder von ihrem Befinden abhängen, ob Sie schneller oder langsamer reisen. Sie begeben sich nach R**, zu meiner Schwester. Sie wird durch den Major Hartmann, den ich heute früh mit einem Schreiben an sie abgeschickt habe, von der Ankunft ihrer Gäste zeitig in Kenntniß gesetzt werden.«

»Es soll geschehen, wie Ew. Durchlaucht befehlen.«

»Herr Oberst, ich kann Ihnen keinen bessern Beweis meines Vertrauens und meiner Zuneigung geben, als durch diesen Auftrag; ich ersuche Sie, der Gräfin von Villetaneuse und ihren Eltern dieselbe Achtung zu bezeigen wie mir selbst. Hören Sie wohl, lieber Herr Oberst, wie mir selbst!

Ich weiß aus langer Erfahrung, was ich von Ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an meine Person erwarten darf.«

»Ich schätze mich glücklich, Ew. Durchlaucht diesen neuen Beweis meines Diensteifers geben zu können,« erwiederte der Oberst. »Habe ich in R** neue Befehle zu erwarten?«

»Ja, und den Major Hartmann schicken Sie mir zurück; ich werde etwa sechs Wochen in Paris bleiben. Madame de Villetaneuse wird unter dem Namen der Gräfin von Arcouil, ihre Eltern als Baron und Baronin von Formont reisen. Ich habe meine Gründe, dieses Incognito vorzuziehen. Haben Sie die Güte, die Gräfin während Ihres Aufenthaltes zu R** überall zu begleiten, wenn sie nicht lieber mit ihren Eltern allein ausfährt. Meine Schwester wird ihren Gästen auf mein Ansuchen den kleinen Sommerpalast und einen Wagen zur Verfügung stellen; die nöthige Dienerschaft lassen Sie von M** kommen. Ich überlasse es Ihnen, den Ihrer Obhut anvertrauten Personen den Aufenthalt in R** so angenehm als möglich zu machen und für die Befriedigung ihrer geringsten Wünsche Sorge zu tragen. . . Jetzt rüsten Sie sich zur Abreise, lieber Oberst, und seyen Sie versichert, daß ich diesen neuen Beweis Ihrer Ergebenheit nie vergessen werde.«

Der Oberst Walter entfernte sich, und Carl Maximilian ging wieder in sein Schlafgemach, wo ihn der Kammerdiener Müller erwartete.

»Nun, was gibt's Neues?« fragte der Prinz hastig; aber plötzlich besann er sich und setzte hinzu: »Wir haben noch eine andere Scharte auszuwetzen.«

»Ich hoffe Ew. Durchlaucht zu beweisen, daß nur mein Eifer mich irre geleitet hat . . .«

»Wie, Schurke, Du wagst es noch, deine Unthaten zu beschönigen? . . . Nur Geduld, wir werden sogleich darauf kommen. Jetzt erzähle mir, was im Hôtel Villetaneuse vorgeht.«

»Die Gräfin wurde, sobald sie ihrer Sinne wieder mächtig war, von ihren Eltern nach Hause begleitet.«

»Diese heftigen Gemüthsbewegungen haben doch keine üblen Folgen?« fragte der Prinz mit ängstlicher Besorgniß. »Mein Gott! sie muß sehr gelitten haben!«

»Die Gräfin ist sehr blaß und niedergeschlagen, aber ihre Gesundheit scheint nicht angegriffen zu seyn.«

»Was ist denn nach ihrer Rückkehr im Hôtel vorgegangen?«

»Madame Jouffroy brachte die Gräfin sogleich zu Bett; dann fand zwischen dem Grafen und seinen Schwiegereltern ein heftiger Wortwechsel statt. Clara, die Kammerjungfer, hat an der Thür gelauscht. Madame Jouffroy hat den Grafen mit bittern Vorwürfen überhäuft und ihm ins Gesicht gesagt, er habe ihre Tochter betrogen, ihr Vermögen vergeudet und sie nachher schmählich verleumdet. Auf die Antwort des Grafen, daß ihre Schuld erwiesen sey, hat Madame Jouffroy erwiedert, wenn ihre Tochter, wie der falsche Schein zu beweisen scheint, auch wirklich schuldig wäre, so würde sie Recht gehabt haben, einen edlen, zartfühlenden Prinzen einem erbärmlichen Wicht vorzuziehen, der seine Frau um des Geldes willen genommen und sie dann schändlich betrogen und beschimpft habe . . . Das sind buchstäblich die Worte der Madame Jouffroy.«

»Weiter . . .«

»Der Graf hat geantwortet, er habe aus Mitleid seine Klage zurückgenommen; wenn aber seine Frau nicht noch denselben Tag mit ihren Eltern abreiste, so würde ein scandalöser Prozeß daraus werden. Der Vater der Gräfin hat geweint und gejammert, die Mutter hingegen ist immer heftiger geworden und hat erklärt, sie werde das Hôtel nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vermögen der Gräfin geworden, und ohne den Ueberrest desselben zurückerhalten zu haben. Der Graf hat gelacht und seiner Schwiegermama geantwortet, sie verstehe nichts von Geldangelegenheiten . . . Das sind buchstäblich die Worte des Grafen.«

»Weiter . . . weiter!«

»Die Geldangelegenheiten gingen die Geschäftsleute an, hat der Graf hinzugesetzt; seine Vertreter würden sich in der Folge mit denen der Frau Gräfin verständigen; inzwischen aber wolle er der Madame Jouffroy fünfzigtausend Francs übergeben, als zweijährige Vorausbezahlung der Rente, die er der Gräfin ausgesetzt. Ich erlaube mir über diesen Gegenstand eine Bemerkung einzuschalten. Madame Jouffroy hat ohne Wissen ihres Mannes an der Börse gespielt, und den größten Theil der Capitalien verloren, die ihnen nach der reichen Ausstattung ihrer Tochter noch übrig geblieben waren . . . Dieser Wortwechsel wurde durch den Herrn Obersten Walter unterbrochen, der im Namen Ew. Durchlaucht den Vorschlag machte, die Gräfin und ihre Eltern nach Deutschland zu begleiten und noch an demselben Abende um sechs Uhr abzureisen . . .«

»Madame Jouffroy hat diesen Antrag im Namen ihrer Tochter angenommen; das weiß ich . . . weiter!«

»Madame Jouffroy überhäufte ihren Schwiegersohn wiederholt mit Vorwürfen und sagte zu ihm: Ihre tief gekränkte, schmählich verleumdete Frau findet eine Zuflucht an dem Hofe einer Fürstin! — Um diesem Auftritt ein Ende zu machen, übergab der Graf seiner Schwiegermutter die fünfzigtausend Francs, als zweijährigen Betrag der zugesicherten Rente. Dieses Versprechen ist aber, beiläufig gesagt, ganz nichtig, denn der Graf besitzt gewiß nicht mehr als höchstens fünfzigtausend Thaler von dem Vermögen seiner Frau. Endlich sagte er seinen Schwiegereltern, er werde ausgehen, drohte aber mit strengen Maßregeln, falls die Gräfin und ihre Eltern Abends noch nicht abgereist wären. Als ich fortging, traf Madame Jouffroy in aller Eile die Vorkehrungen zur Abreise; Herr Jouffroy war wie vom Donner gerührt . . .«

»Aber die Gräfin, die Gräfin?«

»Clara hat mir gesagt, sie weine sehr viel; aber ich muß hinzusetzen, daß die Gräfin ihrer Kammerjungfer vor Allem befohlen hat, den Becher einzupacken, den sie von Ew. Durchlaucht zum Geschenk erhalten hat.«

»Ach! mein ganzes Leben will ich ihr widmen, um sie glücklich zu machen!« dachte Carl Maximilian. Dann sagte er nach einer Pause mit einem Zorn, der ihm nicht recht vom Herzen zu kommen schien: »Schändlicher Bube! wie konntest Du es wagen, die Gallerie in Brand zu stecken!«

Müller dachte: Der Prinz findet die Idee sehr genial, aber er will gern ein Bischen den Eisenfresser spielen, — und er erwiederte laut: »Ew. Durchlaucht wollen sich gnä-

digst erinnern, daß Sie mir unbeschränkte Vollmacht gegeben hatten.«

»Unbeschränkte Vollmacht! Wie konnte ich auch ahnen, daß Du selbst vor einem Verbrecher nicht zurückschrecken würdest! Feuer anzulegen . . . das ist schändlich!«

»Gnädigster Herr, es ist kein großer Schade dadurch geschehen; es ist nur die Gallerie nebst einem Fenstervorhange verbrannt, und . . .«

»Aber hast Du Unhold nicht bedacht, daß Leute dabei verwundet oder getödtet werden konnten!«

»Es ist Niemand ums Leben gekommen, oder auch nur verletzt worden. Ew. Durchlaucht haben sich nichts vorzuwerfen. Ich gestehe in aller Demuth, daß ich mich durch meinen Eifer zu weit hinreißen ließ: ich wollte Ihnen eine Gelegenheit bieten, der Gräfin einen großen Dienst zu erweisen, ohne sie und Hochdero eigene Person einer großen Gefahr auszusetzen, denn mit dem Feuer hatte es gar nichts zu bedeuten; ich wollte nur Schrecken und Verwirrung unter den Gästen verbreiten, und habe absichtlich unterlassen, die Pompiers zu bestellen, die während des Festes im Hôtel Wache halten sollten. Ich glaubte daher ohne Bedenken einige Bündel Stroh unter der drapirten Gallerie anzünden zu können, und . . .«

»Schweig, Du Unhold! Es ist entsetzlich . . . Aber das ist noch nicht Alles.«

»Was denn noch, gnädigster Herr?«

»Statt mich von der unerwarteten Ankunft des Grafen in Kenntniß zu setzen, oder dieses unangenehme Zusammentreffen zu hintertreiben, meldetest Du ihn ganz ge-

lassen, als ob Du nicht gewußt hättest, wie leicht mein Alleinseyn mit der Gräfin übel gedeutet werden konnte.«

»Die Ankunft des Grafen war mir keineswegs unerwartet; denn ich selbst hatte ihm gesagt, daß er die Gräfin mit Ew. Durchlaucht allein finden würde.«

»Was! Du hast es ihm gesagt?«

»Allerdings, gnädigster Herr.«

»Verräther!«

»Ich . . . ein Verräther! Es war ja der willkommenste Dienst, den ich Ew. Durchlaucht erweisen konnte.«

»Welche Frechheit!«

»Wollen mir Ew. Durchlaucht erlauben, daß ich mich deutlicher erkläre?«

»Rede. Ich will doch sehen, wie weit Du die Unverschämtheit treibst!«

»Anfangs — ich bitte um Verzeihung, gnädigster Herr, daß ich einen Augenblick an Ihrem Respect gegen die Gräfin zweifelte — anfangs hatte ich geglaubt, Sie würden dieses Alleinseyn benutzen, um der Gräfin Ihre Liebe zu gestehen.«

»Elender! Ich hätte diesen Vorfall benutzen sollen! Eine solche Schlechtigkeit trautest Du mir zu?«

»Ich habe meinen Irrthum erkannt, gnädigster Herr; ich beeilte mich daher, den Grafen von Ihrem Tête-à-Tête mit der Gräfin in Kenntniß zu setzen, und deutete zugleich auf die Vortheile hin, die er aus einer stürmischen Scene ziehen könnte. So kam es, daß er, von der Richtigkeit meiner Gründe überzeugt, einen Polizeicommissär mitbrachte.«

»Dieser Müller ist wahrlich ein Genie in seiner Art,«

dachte der Prinz; aber er fuhr seinen würdigen Diener hart an: »Einen solchen Höllenplan kann nur ein Teufel ersinnen!«

»Gnädigster Herr, meiner unmaßgeblichen Meinung nach mußte rasch gehandelt werden. Die Gräfin stand mit vollem Rechte in dem besten Rufe, und sie würde gewiß lange gezögert haben; einen so entscheidenden Entschluß, wie die öffentliche Lossagung von einem treulosen Gatten, faßt eine Dame nicht so schnell, denn sie fürchtet vor Allem das Aufsehen, das öffentliche Aergerniß. Wer weiß? vielleicht wäre die alte Liebe der Gräfin wieder erwacht. Die Sache konnte sich daher in die Länge ziehen . . . jetzt hat sie eine rasche und erwünschte Wendung genommen. Alle betheiligten Personen sind zufrieden, oder werden sich bald zufrieden geben. Der Graf freut sich, daß er sich von seiner Gemalin unter einem schicklichen Vorwande trennen kann; er spielt den Gekränkten und behält den Ueberrest des Heirathsgutes der Gräfin; er verlangt ihre sofortige Abreise nach Deutschland, stellt sie unter Ew. Durchlaucht Schutz und . . .«

»Gut, ich will zugeben, daß Du in diesem Puncte zu entschuldigen bist . . . aber die Feuersbrunst, Schurke, die Feuersbrunst?«

»Es ist kaum der Rede werth, gnädigster Herr. Was war denn an der ganzen Sache? viel Rauch und wenig Feuer, viel Schrecken und kein Schaden, einige verbrannte Breter und versengte Draperien . . . Ihre Wünsche sind über alle Erwartung erfüllt worden, werden Ew. Durchlaucht schonungslos gegen Ihren armen Müller seyn? Erinnern Sie sich nicht mehr, was Sie mir vor einem Jahre

sagten? . . . Die Gräfin reist diesen Abend um sechs Uhr nach Deutschland ab, Sie werden ihr bald folgen . . . wenn Sie nicht lieber nach Constantinopel gehen. Ew. Durchlaucht geruhen zu lächeln, Sie werden mir meinen zu weit getriebenen Eifer verzeihen. Ich werde so glücklich seyn, Ihnen noch ferner zu dienen.«

»Nein, Müller, nicht mehr wie früher; mit der Flatterhaftigkeit ist's aus, mein Herz gehört nur Einer.«

»Mein einziger Wunsch ist, bei Ew. Durchlaucht zu leben und zu sterben, in welcher Eigenschaft es auch sey... Aber um uns mit der Vergangenheit abzufinden, erlaube ich mir, gnädigster Herr, Sie an die guten Dienste der Kammerjungfer Clara zu erinnern. Sie bleibt in Paris; sie wünscht eine Table d'hôte zu halten und setzt ihr Vertrauen auf Dero Munificenz, und . . .«

»Gut, sie soll mit mir zufrieden seyn. Jetzt geh und bleibe bis zur Abreise der Gräfin im Hôtel Villetaneuse; sobald sie im Wagen ist, kommst Du wieder.«

Um sechs Uhr Abends reiste die Gräfin von Villetaneuse in Begleitung ihrer Eltern und des Obersten Walter nach Deutschland ab.

Ende des dritten Theiles.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.